5 Pfennig

Montagsausgabe

5 Pfennig

Nr. 128. 30. Jahrg.

Abonnements-Bedingungen:
Abonnements-Preis pränumerando: Vierteljährl. 3,30 Mk., monatl. 1,10 Mk., wöchentlich 28 Pfg. frei ins Haus. Einzelne Nummer 5 Pfg. Sonntagsnummer mit illustrierter Sonntags-Beilage „Die Neue Welt" 10 Pfg. Post-Abonnement: 1,10 Mark pro Monat. Eingetragen in die Post-Zeitungs-Preisliste. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 2,50 Mark, für das übrige Ausland 4 Mark pro Monat. Postabonnements nehmen an: Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Portugal, Rumänien, Schweden und die Schweiz.

Erscheint täglich.

Vorwärts

Die Insertions-Gebühr
beträgt für die sechsgespaltene Kolonelzeile oder deren Raum 60 Pfg., für politische und gewerkschaftliche Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 30 Pfg. „Kleine Anzeigen", das fettgedruckte Wort 20 Pfg. (zulässig 2 fettgedruckte Worte), jedes weitere Wort 10 Pfg. Stellengesuche und Schlafstellenanzeigen das erste Wort 10 Pfg., jedes weitere Wort 5 Pfg. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 5 Uhr nachmittags in der Expedition abgegeben werden. Die Expedition ist bis 7 Uhr abends geöffnet.

Telegramm-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin".

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Montag, den 26. Mai 1913.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1984.

Sozialdemokraten, Zuhälter und Dirnen.

Herr Kriegsminister!

In einer der letzten Sitzungen der Budgetkommission des Reichstags, also vor dem Forum der vollsten Oeffentlichkeit, haben Sie über den Militärboykott mißliebiger Wirtschaften gesprochen und behauptet, er werde nicht aus politischen Gründen verhängt, sondern „aus Gründen der Disziplin" verfielen ihm nur solche Kneipen, in denen „Sozialdemokraten, Zuhälter und Dirnen" verkehrten. Herr Kriegsminister! Wenn wir den mittelalterlichen Verkehrston beliebten, der in Ihren Kreisen geradezu Pflicht ist, wir hätten schon längst in viel unmittelbarer und viel kräftigerer Weise geantwortet, getreu unserer frischen und fröhlichen Weltanschauung:

Und haust Du mir auf die linke Wang',
So hau ich Dir zwei auf die rechte.
So will ich's halten mein Leben lang
Im irdischen Gefechte.

Aber wir Wilden sind doch bessere Menschen und Anhänger weder des Faust- noch des Pistolenkonnents. Haben Sie darum keine Angst, Herr Kriegsminister! Wenn Ihnen von der großen Säge, deren schnarchende Töne allerdings gut Beschlagene schon an den Beinen Ihres Ministersessels hören wollen, keine Gefahr droht, von uns haben Sie keinen gewaltsamen Abbruch Ihrer hoffnungsvollen Laufbahn zu befürchten. Italien hat unlängst das Schauspiel eines auf der Straße geohrfeigten Marineministers gehabt, aber aus dem Lande der Mafia und Camorra wollen wir keine Gepflogenheiten einführen. Wir billigen Ihnen sogar, Herr Kriegsminister, im weitesten Maße für Ihre Beschimpfung mildernde Umstände zu, denn einmal sind Sie preußischer Offizier und zum zweiten sind uns Ihre parlamentarischen Antezedentien wohl bekannt. Danach ist Ihre Rede am Bundesratstisch durchaus nicht immer: Ja! Ja! oder Nein! Nein!, sondern meist darüber hinaus und dann auch meist vom Uebel.

Wir sind auch zu taktvoll, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten und etwa Offiziere, Spieler und Mädchenjäger in einem Atemzuge zu nennen, obwohl das mit ein klein wenig mehr Recht geschehen könnte als Ihrem Ausspruch innewohnt. Sie lesen doch auch, Herr Kriegsminister, die Zeitungen, wenigstens den Vermischten Teil, und haben sicherlich gerade an dem Tage, da Sie Ihren massiven Ausspruch taten, von dem Herrn Kolberg vernommen, der nicht nur mit Zuhältern und Dirnen auf Du und Du stand, sondern auch als ganz gewöhnlicher Dieb eingesponnen wurde. Der Mann war allerdings kein Sozialdemokrat, sondern vor ganz kurzem noch königlich preußischer Leutnant im oberelsässischen Feldartillerieregiment Numero soundsoviel. Und — aber nicht wahr, wir wollen nicht anfangen, „Fälle" aus dem Offizierskorps aufzuzählen, sonst würden wir bis morgen früh nicht fertig. Wer lächelt auch nicht, wenn er von Ihrer Sorge um die Soldaten hört, die von dem moralisch korrumpierenden Umgang mit Zuhältern und Dirnen durch die wirtschaftliche Schädigung sozialdemokratischer Versammlungslokale ferngehalten werden sollen und sich dabei zugleich an den moralischen Sumpf erinnert, der vor ein paar Jahren — Sie haben ein gutes Gedächtnis, Herr Kriegsminister! — in Potsdam aufgedeckt wurde? Sie wissen: Garde du Corps, das Spalierregiment bei der Einholung allerhöchster Herrschaften, die Adlervilla, die abendlichen Spaziergänge der Mannschaften in Stulpenstiefeln und mit einladend aufgeklappten Rockschößen und das ganze Drum und Dran. Und die Verderber waren keine Zuhälter und keine Dirnen, auch keine Sozialdemokraten, sondern feine Herren, hohe Herren, Herren mit Rang und Titel und Epaulettes und Gardesternen!

Aber sollten Sie wirklich so viel Angst um den Verkehr unserer Soldaten mit den Jungfrauen des horizontalen Gewerbes haben, Herr Kriegsminister? Gar so gefährlich ist dieser Verkehr doch nicht, denn in vielen Kasernen haben Sie Automaten mit einem Desinfektionsmittel aufgestellt, das für zehn Pfennig zu erhalten ist und der bar bezahlten Liebe ihre Dornen nimmt. Aber der Verkehr der Soldaten mit Sozialdemokraten — da haben Sie recht, Herr Kriegsminister, der ist gefährlich für Sie und Ihre Sippe und das verkrachende System, das Sie vertreten. Dagegen hilft kein Militärboykott und kein Automat und kein Desinfektionsmittel, dagegen hilft im Grunde genommen überhaupt nichts!

Die Angst um die Disziplin, wir glauben es Ihnen gerne, hat Ihnen die falsche Zusammenstellung auf die Lippen getrieben, denn an demselben Morgen hatten sie von den Protestkundgebungen des französischen Militärs gegen die dreijährige Dienstzeit gehört. Sie wissen heute, daß es sich nicht um vereinzelte Vorgänge handelte, sondern ein und derselbe Geist der Rebellion flatterte überall empor, in hundert Städten, in tausend Kasernen, und schwang sich auf den klirrenden Flügeln der „Internationale" ins Land. Diese Dinge sind sehr lehrreich, sie können es sein selbst für einen preußischen Kriegsminister, denn was sich hier vollzieht, ist die Auflösung des französischen Militarismus von innen heraus! Die „denkenden Bajonette" sind es, für alle Machthaber der schrecklichste der Schrecken, die hier in Aktion getreten sind. Die französischen Gewalthaber müssen mit gesträubten Haaren zusehen, wie ihnen die Staatsmacht unter den Händen zu zerbröckeln beginnt. Denn die Staatsmacht ist nichts anderes als die Summe aller wissenlosen Bajonette. Die Eisenbahner streiken. Gut! Man beruft die Bajonette ein und die Bajonette führen die Lokomotiven und knipsen die Billette und stellen die Weichen — alles klappt! Oder die Arbeiterschaft einer ganzen Stadt rebelliert. Im Laufschritt kommt die Polizei — sie ist zu schwach und muß abziehen. Gendarmerie rückt an — sie richtet nichts aus. Da appelliert man an die Bajonette und nun hat es gefleckt: die Bajonette stoßen alles rücksichtslos nieder und die „Ordnung" ist wiederhergestellt. Die französischen Bajonette sind die französische Staatsmacht. Aber wenn diese Bajonette einmal nicht mehr wollen, wenn die Bajonette streiken, dann ist es aus, dann kann die Staatsmacht einpacken. Wenn eines schönen Morgens aus allen französischen Kasernentoren wie auf Verabredung die Soldaten herausmarschieren, nicht auf den Exerzierplatz, um sich dort von rohen Korporalen unters Kinn boxen oder in die Kniekehle stoßen zu lassen, sondern mit Juheidiheida! in den grünen Wald hinaus oder auf den nächsten Jahrmarkt, dann ist es aus, denn sie zu halten ist niemand mehr da! In Frankreich die Ereignisse sind der Anfang dieses großen Spazierganges aus den Kasernen in die Freiheit!

Und diese Auflösung des französischen Militarismus von innen heraus ist ein natürlicher Prozeß, wie die Entwickelung des Embryos, der sich ohne Einwirkung von außen, ohne alles Zutun, ohne antimilitaristische Kasernenpropaganda, von selbst aber desto unaufhaltsamer vollzieht.

Nicht unsere Genossen in Frankreich, sondern Ihr Kollege, Herr Kriegsminister, ist der wahre Umstürzler und ihm gelingt dieser Umsturz sogar ohne solche Provokationen, wie Ihre Leute sie verüben, wenn sie den Besuch von Lokalen verbieten, in denen „Sozialdemokraten, Zuhälter und Dirnen" verkehren.

Anatole France über die demonstrierenden Soldaten.

Paris, 23. Mai. (Eig. Ber.) Der geistvollste, kultivierteste Schriftsteller Frankreichs, der seit vielen Jahren an den Kämpfen des sozialistischen Proletariats für die wahre Demokratie teilnimmt, erhebt auch jetzt, wo so vielen radikalen Bourgeois angesichts der manifestierenden Soldaten das Herz in die Hosen fällt, seine Stimme für Freiheit, Gerechtigkeit und sozialen Fortschritt. Die „Humanité" veröffentlicht heute den Bericht ihres Redakteurs François Crucy über einen Besuch, den er gestern France abgestattet hat. Crucy fand den Dichter in seinem Arbeitskabinett in den Zeitungen die neuesten Nachrichten aus Toul, Belfort, Mâcon suchend. Er erinnerte ihn an die Schwindelberichte, die die Regierungspresse noch vor ein paar Wochen über die angebliche begeisterte Zustimmung des Volks zur Dienstzeitverlängerung veröffentlicht hat. France erwiderte: „Sie haben daran geglaubt, lieber Freund. Ein Minister weiß immer nur, was ihm zu wissen angenehm ist ... Vor einiger Zeit reiste ich mit einem Präfekten, als unser Auto wegen einer vor uns marschierenden Infanterieabteilung seine Fahrt verlangsamen mußte. Als wir die Spitze des Zuges erreicht hatten, machte die Truppe Halt, die Leute errichteten Gewehrpyramiden und streckten sich im Straßengraben aus. Die Hitze und die Länge des zurückgelegten Marsches erklärten hinlänglich ihre Ermattung. Mein Präfekt aber zeigte mir die liegenden Soldaten und rief: „Welche Schneidigkeit, nicht wahr? Welche Schneidigkeit!" Ich erwiderte: „Aber die Leute können doch nicht mehr ..." — „Oh, das ist gar nichts, ich versichere Ihnen. Sie haben eine Schneid ... eine Schneid!"

Und France fügte dieser Erzählung bei: Um seiner Regierung mit Gewißheit die besten Nachrichten melden zu können, muß sich jeder Präfekt derart hypnotisieren können. Aber jetzt wachen sie auf, die Minister und Präfekten. „Hu, hu, die drei Jahre!"

Jawohl, huhu! Mehr als je protestiere ich gegen das Dreijahrsgesetz, das man weder rechtfertigen noch formulieren konnte. Es ist ein Geschenk, das ein reaktionäres Ministerium aus den Händen der Nationalisten empfangen hat... Was die jüngsten militärischen Ereignisse, die Erregung in fast allen Garnisonen betrifft, so will ich Ihnen die verantwortlichen Urheber nennen: die allein verantwortlichen und strafbaren Urheber. Es sind die Mitglieder der Regierung. Nicht genug, daß ein Ministerium, das sich republikanisch nennt, sich von den den Demokratie feindlichsten Reaktionären bei der Abfassung eines ungeschickten, unzusammenhängenden Entwurfs inspirieren läßt. Ein Minister kündet überdies an einem schönen Sonntag mit Berufung auf eine zweifelhafte Gesetzlichkeit keck die Zurückhaltung einer Jahresklasse an. Und da wollen Sie, daß dieses willkürliche und schlecht gerechtfertigte Verfahren in einer Demokratie keine Erregung hervorrufe! Ja woher kommen denn unsere Politiker, daß sie den Geist des Landes — ja mehr, den Geist des Menschen! — so sehr verkennen? Solange eine rückschrittliche Regierung die nationale Verteidigung unter der Inspiration einer finanziellen, klerikalen und reaktionären Oligarchie zu organisieren trachten, solange sie bei diesen Leuten Rat und Hilfe suchen wird, wird ihr das Volk, das in einer Demokratie die einzige Kraft ist, auf die man sich stützen kann, nicht willig gehorchen. Alle Maßregeln für die nationale Verteidigung werden eitel sein, wenn sie nicht im Einklang mit den wirklichen Gefühlen des städtischen und ländlichen Proletariats sind. Vor 14 Tagen hatte ich Gelegenheit, einem Minister meine Gefühle auszudrücken. Ich sagte ihm: „Sie erregen einen Antimilitarismus, mit dem verglichen der jener Leute, die Sie ehedem verfolgen und verurteilen ließen, ein Antimilitarismus in Rosenwasser ist. Wenn Sie Ihre Inspirationen von dn Feinden der Republik verlangen, bringen Sie die Republik selbst in Gefahr. Wenn ich heute diesen Minister wiedersähe, würde ich hinzufügen: Bestrafen Sie für Ihre Sünden weder Soldaten noch Arbeiter, bestrafen Sie nur sich selbst. Die Urheber des Komplotts, das Sie der Arbeiterkonföderation zur Last legen wollen, sind Sie und nur Sie allein. Die Arbeiterkonföderation hätte es — leider — gar nicht so gut machen können! Ihnen bleibt nur eines zu tun: Verschwinden Sie!

Dieses Gespräch führte Anatole France gestern morgen. Am Abend legte ihm Crucy seine für den Druck bestimmten Aufzeichnungen vor. France las sie durch und wunderte sich über den maßvollen Ausdruck, der hinter dem Maß seiner Entrüstung weit zurückbleibe. Und als er fertig war, strich er die letzte Zeile aus und rief: „Nein, das nicht! Ich würde Ihnen sagen: Im Namen des allgemeinen Wohls, schert euch zum Teufel!

Und der geistvollste, kultivierteste Schriftsteller Frankreichs schrieb zornig den Satz, der im französischen, unwiedergebbaren Text noch viel derber klingt.

* * *

Eine Riesendemonstration gegen die dreijährige Dienstzeit.

Paris, 25. Mai. (Privattelegramm des „Vorwärts".) Heute fand auf dem Pré-Saint-Gervais bei Paris eine ungeheure Demonstration gegen die dreijährige Dienstzeit statt. Der Polizeipräfekt hatte einen umfassenden Ordnungsdienst vorgesehen, an dem die berittene und die Munizipalgarde zu Fuß sowie alle Reservebrigaden dieser Waffe und ein ungeheures Schutzmannsaufgebot teilnahmen. Es fehlten diesmal die Infanterieregimenter, die sonst bei derartigen Anlässen auch abkommandiert zu werden pflegen. Auf dem Pré-Saint-Gervais bewegte sich eine unzählige Menschenmasse. Es war die größte Demonstration, die Paris je gesehen hat; über eine Viertelmillion Arbeiter beteiligten sich daran. Die Konföderation der Arbeit hatte ihre für nächsten Sonntag angesetzte Manifestation vertagt und die Gewerkschaften zum heutigen Meeting eingeladen. Von 20 Tribünen sprachen die Parteiredner, darunter Jaurès, und die Vertreter der Gewerkschaften. Die Teilnehmer formierten sich nach Schluß des Meetings in geschlossenen Zügen, und man trennte sich an den Toren der Stadt unter Absingung der Internationale und den Rufen „Nieder mit der dreijährigen Dienstzeit." Die Kundgebung hinterließ einen mächtigen Eindruck.

Das internationale Rüstungsgeschäft.

(Von unserem Korrespondenten.)

London, 24. Mai.

Die Enthüllungen des „Vorwärts" und des Genossen Liebknecht über die Geschäftspraktiken der Rüstungsfabrikanten haben im Ausland den lebhaften Wunsch geweckt, etwas mehr über die Angelegenheiten der eigenen Konzerne zu erfahren, die mit der Volksverhetzung die Räder ihres Betriebes schmieren. In der Oeffentlichkeit war bisher wenig über das Treiben des Rüstungstrusts, der besonders den englischen Chauvinismus ausbeutet, bekannt. Dann und wann erschien in einem liberalen Blatte ein Stoßseufzer, und es wurde auch wohl der leise Wunsch geäußert, der Staat möge mehr Schiffe auf eigenen Werften bauen, um den Trust in Schach halten zu können. Sonst ist in England jedoch wenig geschrieben worden, was die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen hätte.

Ermutigt durch die Enthüllungen in Deutschland, hat nun ein Mitarbeiter des bekannten linksliberalen Blattes „Daily News and Leader", das frühere linksliberale Parlamentsmitglied Wilson, Dokumente und Material gesammelt, mit denen er Licht in die Dunkelheit des Rüstungsgeschäfts bringen will, über das der gewöhnliche Engländer so ganz falsche Ansichten hegt. Wilson zeigt zunächst, welch' hohe Konnektionen die englischen Rüstungsfirmen in beiden regierungsfähigen politischen Parteien haben. So ist der liberale Lord Aberconway Vorsitzender der Rüstungsfirma John Brown and Company und der liberale Lord Pirrie Bevollmächtigter der Obligationsinhaber derselben Firma und der Geschützfabrik zu Coventry, von welch' letzterem Unternehmen die Firma John Brown 50 Proz. des Kapitals besitzt. Auf der konservativen Seite finden wir Earl Grey und den früheren Minister Lyttelton, die Bevollmächtigte der Obligationsinhaber der Rüstungsfirma Armstrong, Whitworth sind. Denselben Posten bekleidet der frühere konservative Minister Stuart Wortley für die Obligationsinhaber der Rüstungsfirma Cammell, Laird and Company, die ein Viertel der Anteilscheine der Geschützfabrik von Coventry ihr eigen nennt. Die Angaben des Herrn Wilson zeigen, wie eng all diese Unternehmen zusammenhängen und wie klug die Rüstungsfabrikanten handeln, wenn sie nicht alle Eier in einen Korb legen.

Herr Wilson behandelt dann die noch vielfach gehegte Ansicht, daß das Rüstungsgeschäft ein patriotisches Geschäft sei. Er zeigt, wie diese Firmen ihre besten Waren an das Ausland liefern und nicht die geringsten Skrupel empfinden, selbst wenn sie dem Ausland mächtigere Waffen in die Hand geben, als sie an England verkaufen. So sagte Sir Andrew Noble in der Generalversammlung der Aktienbesitzer von Armstrongs: „Der „Monarch" ist das größte und mächtigste Schlachtschiff, das wir für die britische Regierung gebaut haben; doch der brasilianische „Rio" und der chilenische „Valparaiso", die wir jetzt im Bau haben, sind sowohl größer als auch mächtiger." Daß mehrere englische Rüstungsfirmen im Auslande Unternehmen besitzen, wo sie Kriegsschiffe bauen, ist allgemein bekannt. Man wird sich fragen, wo bleiben da die „Konstruktionsgeheimnisse", deren Besitz es der vaterländischen Flotte ermöglichen soll, den Ausländer in die Pfanne zu hauen? Die Zeitschrift „The Economist" beschäftigte sich neulich mit der Frage, wie es den englischen Aktienbesitzern der Firma Armstrong, die in Italien ein Zweiggeschäft, die Armstrong Pozzuoli Company besitzt, im Falle eines Krieges zwischen England und dem Dreibund ergehen würde, und bemerkte unter anderem: „Warum sollten die Flottensachverständigen, die die Ansichten der Admiralität wiedergeben, darauf bestehen, Italien als einen Flottenrivalen und einen möglichen Feind zu betrachten, wenn eine große britische Firma mit britischem Kapital und italienischer Arbeit Schiffe baut, deren Italien bedarf, um mit seinen Verbündeten das britische Reich umzustürzen? Da der frühere Sekretär des Reichsverteidigungsausschusses und der frühere permanente Sekretär des Schatzamtes jetzt Direktoren von Armstrongs sind, sollte die Gesellschaft in der Lage sein, dem britischen Publikum eine vollkommen klare Auseinandersetzung ihrer Ansichten zu geben."

In weiteren Artikeln wird auf die vertraulichen Beziehungen hingewiesen, die zwischen den Leitern der Rüstungsfirmen und den Regierungen bestehen. So bemerkt Wilson, daß die britische Regierung mit diesen Herren freimütig Geheimnisse diskutiert, die es dem Parlament und selbst dem in geheimer Sitzung tagenden Budgetkomitee vorenthält. Die Leiter der Rüstungsindustrie werden reichlich mit Titeln und Orden bedacht — wohl wegen ihrer vielen patriotischen Taten. Der jetzige Vorsitzende der Firma Armstrong scheint sich in recht vielen Ländern als waschechter Patriot erwiesen zu haben, wenn man ihn nach seinen Orden und Titeln beurteilen darf. Er wurde von der englischen Regierung zum Ritter des Bath-Ordens gemacht und heißt jetzt Sir Andrew Noble. Er besitzt außerdem noch folgende Orden und Würden: den japanischen Orden des Heiligen Schatzes erster Klasse; den Orden der Aufgehenden Sonne erster Klasse; das große Band der türkischen Mesudieh- und Medschidie-Orden; die Rose von Brasilien; das große Kreuz der Krone Italiens; den Drachen von China; Kommandant des portugiesischen Jesus-Christus-Ordens; Ritter des spanischen Karl-Ordens. Der englische Kanonenkönig als Kommandant des Jesus-Christus-Ordens! Fürwahr unsere Zeit schreibt ihre eigene Satire.

Wenn man daran denkt, wieviele arme Spitzbuben ihre Seelen verkaufen, um militärische Geheimnisse zu stehlen, so muß man laut auflachen, wenn man vernimmt, wie Priester und Tempeldiener des Militarismus, die alle Geheimnisse des Allerheiligsten kennen, im Direktorium der Rüstungsunternehmen sitzen, die ihre Waren ohne Unterschied an alle Nationen verkaufen, die dafür bezahlen können. Im Direktorium der internationalen Firma Armstrong sitzen zum Beispiel Sir George Murray, ein Geheimrat, der Privatsekretär Gladstones und Roseberys und von 1903 bis 1907 permanenter Sekretär des Schatzamts war, und der Konteradmiral Sir Charles Langdale Ottley. Dieser Admiral war zwischen 1907 und 1911 Sekretär des Reichsverteidigungsausschusses und bewahrte als solcher die Archive dieses Allerheiligsten des britischen Militarismus und hörte natürlich auch die intimsten Debatten über Strategie mit an. Der geschäftsführende Direktor der Geschützfabrik zu Coventry, einem Geschäft, das drei großen Rüstungsfabriken gehört, ist der Konteradmiral R. H. S. Bacon, der erste Kapitän des berühmten Schlachtschiffes „Dreadnought", mit dem eine neue Rüstungsära eingeleitet wurde. Nachher wurde er Direktor des Flottengeschütz- und Torpedowesens, bis er die Geschäftsführung der Firma in Coventry übernahm, die ihm das fürstliche Gehalt von 7000 Pfund bezahlt. Das ist 2000 Pfund mehr als der Premierminister von England bekommt. Wie gut sich die Rüstungsfirmen einflußreiche Verbindungen zu sichern wissen, beweist auch die Tatsache, daß ein Sohn Gladstones Direktor der Firma Armstrong ist.

Interessant ist auch ein Zeitungsbericht, den Herr Wilson widergibt. Er lautet: „Auf der jährlichen Generalversammlung der Firma John Brown and Company (einer der großen Rüstungsfirmen), die im Juli 1905 abgehalten wurde, berührte Sir Charles McLaren die Ernennung des Sir John Fisher zur Admiralität und drückte sein Vergnügen darüber aus, daß dieser Herr entschlossen sei, mit dem Bau von Schlachtschiffen fortzufahren, da dies der Gesellschaft sicher mehr Arbeit verschaffen werde. (Beifall.) Bericht wurde angenommen und die Dividende von 8½ Proz. für das Jahr genehmigt."

Weiter befaßt sich Herr Wilson mit der Geschützfabrik zu Coventry. Wir erfahren aus seinen Darstellungen, daß diese Firma drei großen Rüstungsgeschäften gehört und wie der Einfluß dieser Geschäfte sich im Parlament bemerkbar machte. Es war im Jahre 1909, als die Flottenkrise in England sehr akut war, als die Chauvinisten ihre acht Dreadnoughts verlangten und im Parlament ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung einbrachten. Der Viscount Castlereagh, der Vertreter des Wahlkreises Maidstone, entwickelte zu der Zeit ein überaus reges Interesse für die Geschützfabrik zu Coventry und stellte dem Marineminister verschiedene Fragen, die eine genaue Kenntnis der Angelegenheiten dieser Geschützfabrik verrieten. Die Fragen drehten sich um den Punkt, ob die Regierung von der Fabrik Geschütze von zwölfzölligem Kaliber beziehe. Herr McKenna erwiderte, daß die Firma auf der Liste der Lieferanten für Geschützmontierungsstücke stehe. Die Antwort befriedigte nicht. Die Geschützfabrik hatte offenbar Regierungsaufträge für Schiffsgeschütze notwendig; sie hatte einen Auftrag der japanischen Regierung nicht erfüllen können, weil die englische Regierung nicht dieselben Kanonen bei ihr bestellte. Direkt nach diesem Zwischenfall, schreibt Herr Wilson, erfolgten die scharfen Angriffe der konservativen Opposition gegen die Rüstungspolitik der Regierung.

Politische Uebersicht.

Die Landtagskandidatur im 5. Berliner Wahlkreis.

Im fünften Berliner Landtagswahlkreis ist am Sonntag in einer Funktionärsitzung an Stelle des Genossen Borchardt der Vorsitzende des Wahlvereins des vierten Berliner Kreises, Genosse Paul Hoffmann als Kandidat aufgestellt worden.

Heeresvorlage und Deckung.

Es erscheint immer wahrscheinlicher, daß die Heeresvorlage vom Reichstag ohne die Deckungsvorlage verabschiedet werden wird. Ja, es heißt sogar, daß die Beratung der Heeresvorlage noch in dieser Woche im Reichstag selbst beginnen soll. Das Zentrum soll für diese getrennte Behandlung der Vorlagen bereits gewonnen sein. Es haben auch wiederholt vertrauliche Beratungen zwischen den bürgerlichen Parteien stattgefunden und die „Nationalliberale Korresp." kündet bereits an, daß auch eine Verständigung über die Besitzsteuerfrage nahe sei. Die Nationalliberalen hätten schon früher erklärt, daß sie sich nicht auf eine Reichserbschaftssteuer versteiften, sondern auch mit einer Reichsvermögenssteuer zufrieden seien. Und das Zentrum scheine gewillt, um die Erbschaftssteuer zu verhüten, auf den nationalliberalen Vorschlag einzugehen.

Es wird sich ja bald zeigen, wieviel Wahres diese Nachrichten enthalten. Irgendein Zwang, auf die Erbschaftssteuer zu verzichten, besteht keinesfalls, wenn die Nationalliberalen fest bleiben. Eine gründliche Reichsfinanzreform müßte eine Reichsvermögenssteuer in Verbindung mit der Erbschaftssteuer bringen. Auf diese zu verzichten, nur um sich dem Machtspruch der Schwarzblauen zu unterwerfen, für solch feige Politik sollte eigentlich selbst für Nationalliberale kein Grund vorhanden sein.

Deutschland sei wach!

Die Erfolge der Wehrvereinsagitation erregen den Neid der Treiber für maritime Rüstungen. Auf der gestrigen Hauptversammlung des Deutschen Flottenvereins in Bremen proklamierte man zwar zugunsten der jetzigen Wehrvorlage eine gewisse Zurückhaltung, aber was man später für „dringend erforderlich" zum Ausbau unserer Flotte halten wird, das geht schon jetzt aus den geringfügigen Wünschen hervor, dessen Berücksichtigung keinen Aufschub zulasse. Was die bescheidenen Flottenvereinler — ihr Präsident Großadmiral v. Köster verlangte seinerzeit „nur" neue Schlachtkreuzer und Ausbau der Reserveformationen — an Schiffswünschen zurückstellten, kompensierten sie wieder durch um so gefährlichere Forderungen politischer Art. An der West- und Ostküste Amerikas sollen je ein neuer Kreuzer stationiert und unsere Nachbarn durch Einrichtung eines „fliegenden Geschwaders", bestehend aus Panzer- und kleinen Kreuzern, in der Heimat beunruhigt werden. Als Begründung für diese Aufreizung des Auslandes mußte das selbst vom Kanzler verscheuchte Gespenst drohender Gefahr durch den Panslavismus und den wachsenden Chauvinismus in Frankreich herhalten. Seine Kenntnis der Volksstimmung im Ausland illustrierte v. Köster dabei durch die Mitteilung, daß man in Frankreich für die Einführung der dreijährigen Dienstzeit begeistert sei. Den Wunsch Englands, mit Deutschland in der Flottenfrage Hand in Hand zu gehen, verhöhnte der Redner durch seine Zustimmung in der Form, daß Deutschland dabei in voller Gleichberechtigung über eine achtunggebietende Flotte verfügen müsse. Wenn v. Köster die Warnung: „Deutschland sei wach!" ergehen ließ, so weiß das arbeitende deutsche Volk wohl, wem es am ehesten auf die Finger sehen muß!

Hakatistengelärm.

In Bromberg hatte sich am Sonnabend der Gesamtausschuß des Ostmarkenvereins versammelt. Zunächst hielt der Historiker der Berliner Universität, Geheimrat Schäfer, eine Festrede — jeder Zoll ein preußischer Leibgardist. Interessant war, daß er Wilhelm II. als einen Gesinnungsgenossen der Hakatisten in Anspruch nahm.

Der Hauptredner war natürlich der bekannte Herr von Tiedemann. Er pries den Polenboykott als einen Sieg der Deutschen, mußte sich aber in der Diskussion sagen lassen, daß dieser Triumphgesang mit den Tatsachen durchaus im Widerspruch stünde. Die Polen kaufen nach wie vor bei den Polen, während in den Städten der Stand der deutschen Gewerbetreibenden zurückgegangen sei. In der Tat muß auch Herr v. Tiedemann trotz aller Großsprechereien von dem Erfolg seiner Sache durchaus nicht so überzeugt sein. Denn sonst hätte er kaum die Gegner der Verhetzungspolitik in so maßloser Weise beschimpfen brauchen. Besonders ging er gegen den konservativen Professor Delbrück vor (dessen Name übrigens von der Versammlung mit Pfuirufen aufgenommen wurde), dem er historische Unkenntnis vorwarf. Noch schlimmer kam der frühere Landrat v. Puttkamer weg und schließlich nannte der Herr alle Nichthakatisten „kindisch und albern"! Damit der Humor noch weiter zu seinem Rechte komme, pries dann Herr v. Tiedemann die glückliche Lage der Polen in Preußen in demselben Atemzug, in dem er die schärfere Anwendung des Enteignungsgesetzes, Wiedereinführung der Ostmarkenzulagen und andere Ausnahmegesetzes verlangte. Um so schmählicher ist das Lob, das dieser Hetzer dem Zentrum und der Fortschrittspartei in der Ostmark ausstellen zu können glaubte.

In diesem Zusammenhang ist es vielleicht interessant, darauf hinzuweisen, daß die Hakatisten eine Aenderung im Polenkurs befürchten, da der seitherige Präsident der Ansiedelungskommission Dr. Gramsch am 1. Juli zurücktritt und durch den Oberregierungsrat v. Tilly aus Königsberg ersetzt wird. Ein „Ostmarkendeutscher" hat in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" darauf hingewiesen, daß man für den milderen Kurs auch den Bund der Landwirte gewinnen wolle und zwar dadurch, daß einem Angehörigen des Freiherrn v. Wangenheim ein gewünschtes Restgut zugesichert sei und daß sogar versucht werde, einen im Ostmarkenverein sehr hervorragenden Herrn dadurch zu gewinnen, daß ihm ein angenehmer Austausch in Aussicht gestellt ist. Die „Deutsche Tageszeitung" weist diese Behauptungen mit großem Nachdruck zurück, sie erklärt, sie seien in ihrem ganzen Umfang das Erzeugnis freier Erfindung, ganz besonders soweit der Freiherr v. Wangenheim dabei in Frage komme.

Wahlmänner-Stichwahlen.

In Frankfurt a. M. sind nun endgültig gewählt: 445 Sozialdemokraten, 849 Fortschrittler und 260 Nationalliberale. Die Wahl der beiden Fortschrittler ist also gesichert.

Wochenfilm.

„... Dieweil des Menschen Fürrecht Lachen ist.
Rabelais.

Ekelhaft, scheußlich und absolut nichts standesgemäß, daß ich schon wieder in diesem Proletenblatt meine Perlen vor die roten Säue werfen muß, zumal in voriger Nummer so ein Fatzke aus Berlin N.N. bezweifelt, daß ich ein echter konservativer August bin. Kennt der Mann mich schlecht. Alles ist waschecht, das Konservative und der August erst recht, und mit Herrn v. Heydebrand bin ich beinah auf Du und Du.

Aber ich muß mich trotzdem in den „Vorwärts" flüchten, weil mir die „Deutsche Tageszeitung" ihre Spalten verschließt (und „Kreuzzeitung" ist, unter Kameraden kann man's ja sagen, verflucht langweilige Gazette). Das kam so: in einer der letzten Nummern stand etwas von dem schwersten Mann des Jahrhunderts drin, der seine sechsmalhundert Pfund wiegt, seit seinem fünfzigsten Jahre nicht mehr arbeitet und als Unicum für Geld zu sehen ist. Habe mir nun huldvollen Scherz erlaubt und in einem Postskriptum angefragt, ob der Sechszentnermann nicht als Redakteur der „Deutschen Tageszeitung" zu verwenden sei. Na, was glaubst Du wohl, lieber Leser, was mir Herr Oertel geantwortet hat? Liebes nicht! Und seitdem schickt er mir à tempo meine geistvollsten Manuskripte zurück. Ekelhafter Kerl!

Werde mich unter solchen Umständen demnächst ans „Berliner Tageblatt" wenden müssen. Ist, bei Licht besehen, gar kein so übles Blatt und mir unverständlich, was die „Deutsche Tageszeitung" immer dagegen zu schimpfen hat. Einfach Konkurrenzneid! Freilich ist im Leitartikel von T. W. immer ein bißchen Männerstolz vor Königthronen. So was will der deutsche Bürger in mäßigen Dosen, wenn er verärgert ist. Feste auf die Weste! Druff auf Schranzen und Junker und Pfaffen! Schadet aber nischt! Wird wieder gut gemacht durch den lokalen Teil. Denke da zunächst an die Artikel über erfreuliches Ereignis bei S. M., Einholung der Majestäten von Rußland und England und des Schwiegerpapas von Prinzeßchen. Pikfein und loyal, lieber Leser, loyal, wie es Scherl nicht besser fertig bekommt, loyal zum Kronenordenkriegen! Ein paar Proben gefällig? Also: „Ein ganz besonderes Lob gebührt der Berliner Polizei ..." Na ja! „Vor dem Eingang zum Fürstenzimmer stehen einige reichgallonierte Diener im Gespräch mit den Bahnhofsbeamten, die durch Extrauniform und weiße Handschuhe die Bedeutung des Tages zu würdigen wissen." Zu würdigen wissen. Weiter: „Prinzessin Leopold in einer wundervollen Toilette .... sehr dekorativ die schlanke Gestalt der schönen Prinzessin August Wilhelm ... Prinzessin Victoria Luise, die sich an der Seite ihres Verlobten wie eine ganz wirkliche, bürgerliche Braut zu fühlen scheint." Da steckt Schmiß drin, loyaler Schmiß: wie eine ganz wirkliche, bürgerliche Braut! Weiter: „Sehr stattlich steht dem Marineprinzen Adalbert der kurze Vollbart, wie denn überhaupt auch eingefleischte Demokraten gern zugeben werden, daß die Söhne des deutschen Kaisers in ihrer gesunden Männlichkeit gute Repräsentanten der Volkskraft fürs Ausland sind." Brav! Sehr brav! Kronenorden vierter! „Die Kürassierestafette in weißen Kollern wie die berittene Siegesallee!" Berittene Siegesallee — famos! famos!! Weiter: „Gemälde der Uniformen fremdartig orientalische Nuance." (Fremdartig orientalische Nuance scheint hier doch nicht der rechte Ausdruck zu sein!) „Auch der Polizeipräsident von Jagow gibt Rußland die Ehre; er trägt ein russisches Ordensband" — freilich! freilich! trägt Traugott seit Moabit! Dann läuft der Zug der russischen Majestät ein. „Jedoch — der Empfang ist von den Würdenträgern so umdrängt, daß nur ein paar Gymnastiker etwas von ihm zu sehen bekommen, die an der Lokomotive des Hofzuges in die Höhe geklettert sind und auf diese Weise über die Köpfe hinwegschauen können. Es lohnt die Mühe." Na, höher als auf die Lokomotive gehts doch nimmer mit dem Patriotismus. Talentvoller junger Mann, der mit dem Bleistift auf die Lokomotive klettert, um dem Zaren auf die hohe Mütze zu schauen. Nicht schimpfen, Herr Oertel, nachmachen!

Auch sonst sind politische Aussichten recht erfreulich! Ausfall der Landtagswahlen Ib. Hält noch immer dicht, das brave alte Dreiklassenwahlrecht. Wohin das hundsgemeine, gleiche, direkte und geheime führt, zeigt Anmaßung des Herrn Dove, der bei Eröffnung der Jubiläumskunstausstellung nicht hinter, sondern vor dem Strick stehen wollte, wo S. M. und kunstverständige Herren von der Garde sich aufhalten und wohin zu gelangen höchstens Präsident des Abgeordnetenhauses ein Recht hätte. Aber Dove — fi donc! Der Mann gehört weder vor noch hinter den Strick, sondern direkt an den Strick, und dann hoch mit dem Fortschritt! Dieser Dove hat keinen Respekt vor gottgewollten Abhängigkeiten und sieht nicht ein, daß der Strick, hinter dem die Masse steht, ein Sinnbild unserer göttlichen Gesellschaftsordnung ist. Gefällt mir sein Kollege Kaempf bedeutend besser. Auch ein Fortschrittler, aber der hat den Respekt.

Auch hocherfreulich, daß man die Wackes im Elsaß endlich zwiebeln will. Freche Blase! Muß mal preußisch geredet werden mit ihnen, ein Bataillon Landräte herunter und das Dreiklassenwahlrecht — dann werden sie schon zahm! Aber Vorgänge in französischen Kasernen gefallen mir nicht. Erstens für ein streng preußisches Herz ein Horror, zu denken: Soldaten, die „Internationale" anstimmen und gegen drei Jahre Drill rebellieren! Einfach scheußlich! Aber habe mich nicht wie manche meiner Kameraden freuen können, daß die französische Armee sozialdemokratisch durchseucht ist. Au Controlleur — im Gegenteil! Steckt eine ganz kolossale Gefahr drin! Sozen wollen bekanntlich, das weißt Du, lieber Leser vom „Vorwärts", teilen, egal weg teilen! Wenn nun alle französischen Regimenter sozialistisch sind und die Offiziere mit und der Kriegsminister mit, dann marschiert das alles eines Tages über die Grenze, um bei uns mit dem Teilen anzufangen, denn bei uns ist Gottseidank! noch etwas zu holen! Und denn ist der große Klabums da und wir haben ganz ergebenst das Plätzer-Vergnügen, uns fürs Vaterland totschießen zu lassen. Faule Sache das!

Ueberhaupt, wenn August an diese rote Bagage denkt, wird ihm ganz flau im Magen und Kellner muß à tempo mit Hennessy anschwirren. Scheußliche Bande! Dann kommt mir die ganze Welt eklig brenzlich vor und eine Notiz, die ich dieser Tage gelesen, erscheint mir wie Symbolium. Stand auch in „Deutscher Tageszeitung":

> Vor einiger Zeit nahm der hier lebende reiche Bankier Walting aus Versehen Quecksilberchlorid zu sich. Die Aerzte haben ihm sein sicheres Ende vorausgesagt, und der dem Tode Geweihte gibt jetzt abend für abend seinen Freunden und Verwandten die lustigsten Feste. Eine gute Kapelle spielt die Lieblingslieder des Todeskandidaten; dabei wird gut gegessen und getrunken. Herr Walting hat sich mit seinem traurigen Schicksal abgefunden; er weiß, daß das Gift sehr langsam wirkt und daß es kein Mittel gegen diesen schleichenden Tod gibt ...

So gehts Konservativen und Junkern auch. Biermusik fiedelt, aber wir alle haben Quecksilber im Leibe. Natürlich nur politisch!

Aber nicht Kopf hängen lassen! Der dolle Kerl Carlyle fragt: Arbeiten und nicht Verzweifeln? Sehr richtig. Ich arbeite nicht und verzweifele darum auch nicht. Und jetzt Schluß! Sonst komme ich zu spät, um noch ein Stück Strumpfband von der Prinzessin-Braut zu erwischen.

(Aber wäre nicht weiter schlimm. Gehe dann einfach in Pavillon Maskotte, wo man sicher irgendwie auch ein Stück Strumpfband erwischt.)

Der konservative August.

In Kiel-Neumünster wurden bei den Stichwahlen gewählt: 20 Sozialdemokraten, 76 Fortschrittler und 8 konservativ-liberales Bündnis. Das Gesamtresultat für den Wahlkreis Kiel-Neumünster ist jetzt: Sozialdemokratie 480, Fortschrittliche Volkspartei 870, konservativ-nationalliberales Bündnis 199. Die nationalliberal-konservativen Wahlmänner werden natürlich in der Stichwahl für den fortschrittlichen Kandidaten stimmen.

Die Lage auf dem Balkan.

Die „Nordd. Allg. Ztg." spricht in ihrer Wochenschau die Aussicht aus, daß Europa in den Orientfragen einer fortschreitenden Klärung und Beruhigung vertrauen darf. Die Großmächte bleiben bemüht, die baldige Unterzeichnung des Präliminarfriedens zu verwirklichen. In der Versammlung der Botschafter in London hat sich Einstimmigkeit dahin ergeben, daß eine Erörterung über Abänderungen des Vorfriedensvertrages neue Verzögerungen unvermeidlich machen würden; die Mächte sollten der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Türkei und die Verbündeten möglichst bald zu einer Einigung über den Friedensschluß gelangen werden. Es ist zu erwarten, daß die Regierungen der Großmächte dieser Meinungsäußerung der Londoner Versammlung beitreten.

Beilegung der serbisch-bulgarischen Differenzen.

Belgrad, 25. Mai. Nach der in politischen Kreisen herrschenden Auffassung ist eine Klärung der serbisch-bulgarischen Streitfrage in der nächsten Woche zu erwarten. Der serbische Gesandte in Sofia wird bereits in den nächsten Tagen die bulgarische Regierung in freundschaftlicher Weise informieren.

Der griechisch-bulgarische Konflikt.

Athen, 25. Mai. In politischen Kreisen hofft man noch immer auf eine friedliche Beilegung des Konflikts mit Bulgarien. Der bulgarische Ministerpräsident Geschow hat die Erklärung abgegeben, daß er zurücktreten werde, wenn der bulgarische Generalstab sich seiner Verfügung widersetzt und die Kämpfe in Südmazedonien nicht einstellt. Die Vorstellungen, die Griechenland in Sofia gemacht hat, wurden von Serbien unterstützt. Man glaubt allgemein, daß wenn Bulgarien nicht die von den Griechen eroberten Stellungen bei Panghios wieder verläßt, die Situation in ein kritisches Stadium tritt. Die hiesige Presse erklärt, daß Griechenland am Vorabend großer Ereignisse stehe. „Patris" behauptet, daß die Attacke der Bulgaren von langer Hand vorbereitet war.

Amerikanische Korruption.

Albany (New York), 24. Mai. Senator Stilwell ist schuldig befunden worden, Geld angenommen zu haben mit dem Versprechen, die Annahme eines Börsenreformgesetzes durch die Legislatur des Staates New York zu fördern. Die Höchststrafe für dieses Verbrechen ist zehn Jahre Gefängnis und eine Geldstrafe von 5000 Dollar.

Eine Kundgebung der Freidenker,

die dem für Oktober 1913 nach Lissabon zusammenberufenen Internationalen Freidenkerkongreß galt, wurde am Sonnabend in Berlin veranstaltet. Der große Saal der Brauerei Friedrichshain war bis zu den Galerien hinauf besetzt von Männern und Frauen, die gekommen waren, um für den freien Gedanken einmütig zu demonstrieren. Die Versammlung bedeutete zugleich eine freundliche Huldigung für den aus Lissabon herübergekommenen Gast, den portugiesischen Senator Magalhaes Lima, der als Führer der bürgerlichen Republikaner Portugals so erfolgreich für das Gelingen der Umgestaltung dieses Staatswesens gewirkt hat und jetzt für den Präsidentenposten kandidiert.

Der Versammlungsleiter Adolf Harndt gab, nachdem das einleitende Orgelspiel verklungen war, zunächst unserem Genossen Adolf Hoffmann, dem stellvertretenden Vorsitzenden der Berliner Freireligiösen Gemeinde, das Wort zu einer Bewillkommnung Magalhaes Limas. Die Freidenker Groß-Berlins seien, sagte Hoffmann, stolz darauf, heute in ihrer Mitte einen Mann sehen zu dürfen, der in seinem Lande das Banner der Freiheit entfaltete und sein Volk aus den Ketten einer herrschsüchtigen Kirche befreien half. Mit einem kurzen Gruß schloß ein Vertreter des Deutschen Monistenbundes sich an.

Dann ergriff Magalhaes Lima das Wort zu seinem Vortrag über „Unser Jahrhundert und seine Ideale", in dem er mit feuriger, die Hörer fortreißender Beredsamkeit das 20. Jahrhundert als das Zeitalter der sich anbahnenden Solidarität aller Völker und Menschen schilderte. Der portugiesische Gast bediente sich des Französischen, das er in Rede und Schrift wie seine Muttersprache beherrscht. Den der französischen Sprache nicht kundigen Zuhörern wurde das Verständnis durch die vom Genossen Ernst Däumig gegebene Uebersetzung vermittelt, doch erzielte Lima, dessen Vortragsweise sehr temperament voll ist, auch eine unmittelbare und starke Wirkung. Seine Ausführungen über die Zukunft der jungen, mehr und mehr sich festigenden Republik Portugal, gegen die eine kleine Gruppe von Monarchisten vergebens Sturm zu laufen versuche und für die das ganze portugiesische Volk im Kampf einzustehen bereit sei, fanden freudige Zustimmung. Er feierte die Ideale der Internationalität, der internationalen Solidarität, des Völkerfriedens, des Menschheitsglückes. In flammenden Worten kennzeichnete er die politische Unfreiheit und die geistige Bevormundung, die in Staaten mit monarchischer Verfassung unter kirchlichem Einfluß dem Volk aufgezwungen werden. Als Lima seine Rede beendet hatte, antwortete ihm ein langanhaltender Beifallssturm.

Nachdem im Namen der deutschen Freidenker Prags ihr Vorkämpfer Ludwig Rieß einen herzlichen Willkommensgruß überbracht hatte, folgte Adolf Hoffmann mit einem Vortrag über: „Preußen in der Welt voran". In der Welt voran sei, spottete er, Preußen immer dann, wenn es gelte, der Reaktion den Boden zu bereiten. Hoffmann geißelte die preußische Junker- und Pfaffenherrschaft und rief auf zum Kampf gegen wirtschaftliche, politische, geistige Knechtschaft. Durch stürmischen Beifall bekundete die Versammlung ihr Einverständnis.

Aus allen Ausführungen der beiden Referenten klang die Forderung heraus: „Los von der Kirche! Trennung von Kirche und Staat! Trennung von Schule und Kirche! Raum dem freien Gedanken!" Von einer Diskussion über die Referate wurde Abstand genommen, weil Gegner sich nicht meldeten. Harndt schloß die Versammlung, die sich zu einer sehr eindrucksvollen Kundgebung gestaltet hatte, mit einem Hoch auf den freien Gedanken.

Als Delegierte Groß-Berlins werden den Internationalen Freidenkerkongreß zu Lissabon, nach einem von der Versammlung gefaßten Beschluß, die Genossen Adolf Harndt, Adolf Hoffmann, Waldeck Manasse besuchen.

Die Polizei hatte diesmal sich nicht dadurch beunruhigt gefühlt, daß in der Versammlung ein Vortrag in französischer Sprache gehalten werden sollte. Auch zur „Ueberwachung" schien sie keinen Vertreter hergeschickt zu haben, es war wenigstens kein Uniformierter im Saal zu erblicken. Sie brauchte ihre Leute an diesem Abend wohl sämtlich für das Schloßviertel.

Aus Groß-Berlin.

Steuerwut.

Der Steuerteufel ist ein wunderlicher Herr. Er hat das Bestreben, vornehmlich dahin zu gehen, wo die Leute am wenigsten in die Suppe zu brocken haben und läßt andere, die das Geld in Massen haben, möglichst ungeschoren. Er hat sich durchaus in den Kopf gesetzt, nicht nur den Arbeitern den letzten Pfennig abzuholen, sondern er ist auch schon dabei, den Kindern Steuern abzunehmen. Dabei ist er von einer geradezu bewundernswerten Ausdauer. Im Vorjahre suchte dieser Bursche ein dreizehnjähriges Schulkind heim; er mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen, denn wo nichts ist, hat selbst der Teufel sein Recht verloren. Hartnäckig wie der Steuerteufel ist, erschien er in diesem Jahre wieder bei demselben Jungen und brachte ihm, der Ostern die Schule verlassen hatte, ein Briefchen, nach dem der vierzehnjährige Erich B. 24 M. Steuern bezahlen sollte. Und wieder, wie im Vorjahre, müssen wir dem ausdauernden Steuermahner erzählen, daß Erich B. auch heute noch sich von seinen Eltern ernähren lassen muß und daß die Steuereinschätzung immer noch einige Jahre zu früh kommt. Nach der Abfuhr, die im Vorjahre der Bursche erhalten hat, hätte man meinen sollen, daß der erneute Steuerbesuch einige Jahre aufgeschoben werden würde. Diese Hoffnung war aber verfehlt. Würde dieser ausdauernde Steuermann sich mehr um die Großagrarier kümmern, die vielfach gar keine Einkommensteuer zahlen, dann lohnte sich wenigstens die Mühe. Aber einen vierzehnjährigen Jungen ständig behelligen, ist eine Grausamkeit.

Wie der Staat so die Kirche. Hat da ein fleißiger Arbeiter das Unglück, daß seine Ehefrau geistig umnachtet und in der Bucher Irrenanstalt untergebracht werden muß. 4½ Jahre verbringt die unglückliche Frau bereits in geistiger Umnachtung im Exil. Aber die Kirche braucht Geld. Und sie will sich auch kein Steuerschäflein entgehen lassen, sie verlangt von dem Ehemann Zahlung von Kirchensteuern für seine geistig tote Frau. Dem Manne will das nicht in den Kopf. Er schreibt an die steuerwütige Kirche, seine Frau könne mit der Kirche nichts mehr anfangen. Nützt nichts. Die Kirche antwortet: „Der Aufenthalt Ihrer Ehefrau in der Irrenanstalt entbindet Sie nicht von der Zahlung der Kirchensteuer". Der Ehemann hatte seit Jahren der Kirche Valet gesagt, von ihm kann die Kirche Steuern nicht bekommen. Aber die Ehefrau ist noch da, wenn auch unzurechnungsfähig. Für sie soll der Mann 3,10 M. Kirchensteuern zahlen. Geld stinkt nicht, auch wenn es für unzurechnungsfähige Personen gezahlt wird. Die Kirche hat einen guten Magen und muß, um ihn zu füllen, zu allen Mitteln greifen.

Steuerwut hier wie dort. Dort werden schulpflichtige Kinder als Steuerobjekte ausgesucht, hier geistig unzurechnungsfähige Personen. Im Steuereinnehmen sind sie alle gleich: Reich, Staat und Kirche.

Frühjahrsflugwoche in Johannisthal.

Die gestrige Premiere in Johannisthal war von wunderschönem, sonnenheiterem Wetter begünstigt. Zwar herrschte in den Mittagsstunden ein wenig zuviel Wind, doch legten sich später die Böen und ließen einen regen Flugbetrieb zu. Kurz vor ½6 Uhr stieg als erster Bruno Hanuschke auf seinem stabilen Eindecker auf; bald erhob sich Maschine auf Maschine. Als zweiter flog Colombo auf dem Dr. Geest-Eindecker, der für Johannisthal ein Novum ist. Die Maschine, deren Tragflächen stark gewölbt sind, flog sehr hübsch, landete aber nach einigen Runden, da Colombo die Böen zu ungemütlich wurden. Stagge auf dem Wright-Doppeldecker flog sehr ruhig und sicher und führte, da ihm plötzlich der Motor in der Luft stehen blieb, einen sehr hübschen Gleitflug aus. Linekogel auf Rumpler-Taube, der in der letzten Zeit viel geflogen hat, suchte Höhen von 1200—1300 Metern auf, in denen er recht gewagt aussehende Kurven machte. Stiploscheck steuerte seine Jeannin-Stahltaube mit 100-Argus-Motor mit gewohnter Fertigkeit und flog wiederholt spazieren. Sehr interessant war der Start des Luftfahrzeug-Doppeldeckers, den Langer steuerte, und der sich zum erstenmal einer großen Oeffentlichkeit präsentierte. Die Maschine besitzt neben einer bedeutenden Schnelligkeit, hohe Stabilität und gutes Steigvermögen. Sie überwand unter Langers Führung die manchmal bis zu 8 Sekundenmetern ansteigenden Böen spielend. Ein Hauptereignis des Tages war Linekogels Gleitflug aus 1000 Meter Höhe, der nach französischem Muster in engen Spiralen herniedersauste, aber dank seiner Geschicklichkeit tadellos aufsetzte. Stiefvater geriet beim Start infolge Mucken seines Motors in eine unangenehme Situation, vermochte aber doch den Eindecker heil und gesund zu Boden zu bringen. Es flog ferner noch Friedrich auf der A. F. G.-Taube, Boutard auf M. B.-Taube, der das Feld andauernd in falscher Richtung umflog und das Starterkollegium dadurch in hellste Aufregung versetzte. Kurz vor Schluß des Dauerwettbewerbes, der von 5—½7 Uhr ausgetragen wurde, starteten dann noch Roth auf Harlan und Janisch auf Aga-Doppeldecker. Da der Wind für den Preis um den kürzesten Anlauf gestern nicht allzu günstig stand, verlängerte die Sportleitung das Dauerfliegen bis 8 Uhr und ließ die andere Konkurrenz ausfallen.

Die Resultate des gestrigen Flugtages waren folgende: Hanuschke 86 Minuten, Colombo 13 Minuten, Stagge 84 Minuten, Wieting 90 Minuten, Stiploscheck 97 Minuten, Linekogel 101 Minuten, Schiodeck 79 Minuten, Stoeffler 29 Minuten, Schlegel 51 Minuten, Roth 30 Minuten, Stiefvater 68 Minuten, Janisch 38 Minuten, Michaelis 46 Minuten, Boutard 6 Minuten, Sedlmehr 17 Minuten, Zahn 25 Minuten, Kieffling 13 Minuten, v. Gorrissen 5 Minuten, Freind 21 Minuten, Schwandt 30 Minuten.

Michaelis erreichte 1700 Meter Höhe mit vorschriftsmäßigem Ballast.

Der wohltätige Zar.

Nach einer Meldung des Wolffschen Telegraphenbureaus hat der Kaiser von Rußland dem Magistrat der Stadt Berlin 10 000 M. für die Armen Berlins überwiesen.

Soll diese Stiftung den Zweck haben, die Berliner Bevölkerung gegenüber dem bestgehaßten Fürsten der Welt mit Sympathie zu erfüllen? Das wäre eine falsche Spekulation. Nicht allein, daß die Armen Berlins Kenntnis haben davon, daß auf dem Zaren eine fürchterliche Blutschuld lastet, wissen sie auch nur zu genau, daß Millionen russischer Staatsbürger unter den elendesten Verhältnissen leben. Es steht daher einem solchen Fürsten schlecht an, in einem fremden Lande mit freier Liebestätigkeit zu prunken, während seine eigenen Untertanen im Elend verkommen. Ein liberaler und menschlich fühlender Magistrat täte gut, unter solchen Umständen dem Zaren das Sündengeld vor die Füße zu werfen.

Ein russischer Arbeiter erschossen.

Eine rätselhafte Angelegenheit, von der man noch nicht weiß, ob es sich um den tödlichen Ausgang eines Streites oder um einen Unglücksfall handelt, beschäftigt die Kriminalpolizei. Bei dem Erdarbeiter J. Andrysiak, der mit seiner Frau und einem kleinen Kinde in dem Hause Koppenstr. 65 eine Stube und Küche bewohnt, hausten seit mehreren Wochen vier russische Arbeiter, die Andrysiak bei den Bauarbeiten am Bahnhof Savignyplatz kennen gelernt hatte. Während er mit Frau und Kind in der Küche schlief, übernachteten die vier Russen in der kleinen Stube. Unter diesen Schlafburschen befanden sich auch der 27 Jahre alte, aus Kuwonicki gebürtige Adalbert Sobczik und der erst 22 Jahre alte Arbeiter Wladislaus Masurkiewicz. Diese beiden, die befreundet waren, kamen am Sonnabendabend um 7 Uhr von der Arbeit nach Hause. Sie kleideten sich um und entfernten sich dann mit der Angabe, daß sie sich rasieren lassen wollten, um ein Tanzlokal in der Langen Straße, das von polnischen und russischen Arbeitern viel besucht wird, aufzusuchen. Sonntag früh um 3 Uhr kehrten sie in ihre Behausung zurück. Die Eheleute Andrysiak und die beiden anderen Schlafburschen lagen in ihren Betten und schliefen. Plötzlich hörte das Ehepaar aus der Stube einen Schuß fallen. Als die Frau daraufhin in das Zimmer eilte, sah sie Sobczik mit dem Rücken auf dem Bett liegen, das noch unberührt war. Dem Besinnungslosen quoll Blut aus einer Wunde in der Gegend des Herzens hervor. Ehe sie dessen Freund, den Arbeiter Masurkiewicz, befragen konnte, was vorgefallen sei, gab dieser, der inzwischen seine Sachen zusammengepackt hatte, der Frau einen Stoß und lief zur Tür hinaus. Jetzt erst war es dem Ehepaar und den anderen Schlafburschen, die inzwischen auch erwacht waren, klar geworden, daß Sobczik von dem Entflohenen erschossen worden sein mußte. Sie benachrichtigten die Polizei und einen Arzt, dieser konnte aber nur den Tod des Mannes feststellen. Die polizeilichen Ermittelungen gehen dahin, ob Masurkiewicz seinen Freund nach einem Streit absichtlich erschossen hat, oder ob die Waffe, die er schon seit längerer Zeit besaß, beim unvorsichtigen Hantieren plötzlich losgegangen ist. Der Täter konnte bisher noch nicht ermittelt werden. Der Wirt des Tanzlokals kann nicht sagen, ob die beiden Arbeiter unter seinen Gästen geweilt haben. Einer dieser Gäste bekundet aber, daß kurz vor drei Uhr in der Nacht zwei Männer auf dem Hof des Grundstücks einen Streit hatten.

Letzte Nachrichten.

Abgestürzt.

Appenzell, 25. Mai. Auf dem Säntisweg oberhalb der Wagenlücke ist heute früh eine junge Dame namens Elise Martin aus Dingelsdorf bei Konstanz abgestürzt. Sie erlitt einen Schädelbruch und starb bald darauf.

Von Paris nach Marseille.

Marseille, 25. Mai. Der Flieger Daucourt, der morgens in Paris aufgestiegen war, landete kurz nach sieben Uhr in Marseille. Er hat den Flug trotz des ziemlich starken Windes gut überstanden.

Bombenattentat auf einen chinesischen General.

Schanghai, 25. Mai. General Lsu Paosan, der als der Tiger Lsu allgemein bekannt ist, ist gestern früh durch eine Bombe getötet worden. Der General war ein treuer Anhänger Yuanschikais und wurde von den Radikalen des Südens besonders gehaßt.

Deutscher Holzarbeiter-Verband :: Verwaltung Berlin

Musikinstrumentenarbeiter

Heute, Montag, den 26. Mai, abends 8 Uhr, im „Deutschen Hof", Luckauer Straße 15

:: Branchen-Versammlung ::

Tagesordnung:

1. Bericht von der Generalversammlung und Stellungnahme zur ferneren Regelung der Beiträge. 2. Ausgabe der Delegiertenkarten. 3. Branchen- und Verbandsangelegenheiten.

Mitgliedsbuch legitimiert. Um pünktliches Erscheinen ersucht Die Branchenleitung.

Flugwoche Johannisthal

25. Mai bis 1. Juni, täglich 5—8 Uhr. — Mark 3,—, 1,—, 0,50.

Wettbewerbe: Kürzester Anlauf — Kürzester Auslauf — Dauer — Zum ersten Male

gleichzeitiger Start auf ≡ 6 ≡ Anlaufbahnen!

Theater.

Montag, den 26. Mai 1913.

Anfang 7½ Uhr.

Königl. Schauspielhaus. Volksvorstellung: Doktor Klaus.
Prater. Das Bummelmädchen.

Anfang 8 Uhr.

Königl. Opernhaus. Kerkyra.
Urania. In den Dolomiten.
Lessing. Alt-Wien.
Deutsches. Ein Sommernachtstraum.
Kammerspiele. Mein Freund Teddy.
Berliner. Filmzauber.
Königgrätzer Straße. Das Buch der Frau.
Schiller O. Die Geschwister. Elga.
Schiller-Charlottenburg. Hedda Gabler.
Theater des Westens. Der liebe Augustin.
Montis Operetten. Der lachende Ehemann.
Deutsches Schauspielhaus. Ein idealer Gatte.
Kleines. Professor Bernhardi.
Deutsches Opernhaus. Das Mädchen aus dem goldenen Westen.
Komödienhaus. Hochherrschaftliche Wohnungen.
Metropol. Die Kino-Königin.
Trianon. Madame X.
Thalia. Puppchen.
Lutsen. Die drei Schwestern Randolf.
Rose. Napoleon Bonaparte und seine Frauen.

Anfang 8¼ Uhr.

Theater am Nollendorfplatz. Extrazug nach Nizza.
Friedr.-Wilh. Schauspielhaus. Das Farmermädchen.
Residenz. Die Frau Präsidentin.
Lustspielhaus. Der lustige Kakadu.
Folies Caprice. Die Bank. Sein letzter Wille. Der Cowboy.

Anfang 8½ Uhr.

Neues Volkstheater. König Krause.

Anfang 9 Uhr.

Admiralspalast. Eisballett: Flirt in St. Moritz.

Sternwarte, Invalidenstr. 57—62.

Radfahrerkarten
hält stets vorrätig
Buchhandlung Vorwärts
Lindenstr. 69. Laden.

Spezialarzt f. Geschlechtskrankheiten, Harnleiden, Schwäche, Ehrlich-Hata-Kuren, Blut- und Harn-Untersuchungen.
Dr. med. Karl Reinhardt. Institute:
Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße. Sprechst. 5—7, Sonntags 10—11.
Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr., Sprechst. ½11-2, u. ½8-½10 U. abds., Sonnt. 11-1.
Für Frauen von 3—4, Sonntags 11—1 nur Potsdamer Str. 117.
Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzügl. Dauererfolge. Keine Berufsstörung. Mäßige Preise.
Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starke Broschüre gratis und franko per Post i. verschloss. Kuvert oder in den Instituten.
Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos.

Etablissement Pharus-Säle
Müllerstr. 142. Inh. Julius Wernau. Müllerstr. 142.
Empfehle moderne Festsäle für Hochzeiten, Vereinsfestlichkeiten und Versammlungen, 5 Verbandskegelbahn., so wie früher, unter kulant. Beding.

Steppdecken
kauft man am besten und billigsten nur direkt Fabrik u. Hauptgeschäft
Berlin, Wallstr. 72
Bernhard Strohmandel.
Filialen:
Spittelmarkt, vis-a-vis Leipzig. Str.
Joachimsthaler Straße 25—26.
Aufarbeiten alter Decken billigst.

Trinkt „WERFT" WERmuth Frucht Trunk
schmackhaft — magenstärkend
Kein Branntwein — Kein Likör

Neu eingeführt!
SELOWSKY's
NOGI
die feinste 3-Pf.-Zigarette
garantiert trustfrei!

TAG Cigaretten
Cigaretten der Tabakarbeiter-Genossenschaft
Spezialität III
Sie unterstützen uns, wenn Sie bei Ihrem Cigarrenhändler unsere Cigaretten fordern.
Vertreter:
P. Horsch, Engelufer 15,
Cigaretten- u. Tabak-Großhandlung.

1 Mark
wöchentliche Teilzahlung liefere elegante
Herren-Moden
fertig und nach Maß!
Garantie für tadellosen Sitz
Julius Fabian
Schneidermeister
I. Geschäft:
Gr. Frankfurter Str. 37
II. Geschäft:
Turmstr. 18 Kein Laden
III. Geschäft:
Kottbusser Str. 14
Nur 2. Etage

Dichte Dächer, farbige Pappdächer
für **Sommerhäuschen, Lauben** etc.
erzielt man dicht und dauerhaft nur mit
Dachpix rot, grün, weiß (alle Farben).
Sämtliche Materialien für Bedachung
— Anstrich-Farben für alle Zwecke. —
Dachpix-Gesellschaft, Plan-Ufer 38
Amt Moritzpl. 1936. Muster, Auskunft etc. gratis. Amt Moritzpl. 1936.

Warnung!
Wieder sind ganz minderwertige Nachahmungen von „Kapitän-Kautabak", ähnlich verpackt, angeboten worden; man lasse sich nicht täuschen. — Jedes Stück von „Kapitän-Tabak" muß verpackt und mit Aufdruck „Kapitän-Kautabak" gesetzl. gesch. versehen sein. Nur durch seinen hochfeinen Geschmack ist der „Kapitän-Tabak" allgemein beliebt.
Niederlagen (Priemdosen daselbst gratis) gibt gern an:
C. Röcker, Berlin, Grüner Weg 119.
(Amt Kst. 3861).

Moebel-Boebel ges. gesch.
Berlin S, Oranienstr. 58 (Moritzplatz)
Spezialität:
Ein- u. Zwei-Zimmer-Einrichtungen.

A. WERTHEIM

LEIPZIGER STR. Versand-Abteilung
KÖNIG-STRASSE
ROSENTHALER STR.
ORANIEN-STRASSE

Extra-Preise

DAMEN-WÄSCHE

Montag bis Mittwoch

Taghemden mit handgestickt. Madeira-Passen 1.50, 1.95, 2.25
Taghemden mit handgestickten Madeira-Passen und Handlangetten .. 3.00
Taghemden mit Stickerei-Ansatz 2.75
Taghemden mit Stickerei-Ein- und Ansatz 2.85, 2.85
Beinkleider dazu passend 2.45, 2.85
Taghemden mit Stickerei-Ansatz 2.90
Beinkleider dazu passend 2.90
Nachthemden dazu passend 5.00
Nachthemden mit Stickerei-Volant 4.40
Nachthemden mit Stickerei-Ein- und Ansatz 6.50
Nachthemden halsfrei, mit Stickerei-Ansatz 3.55

Nachthemden halsfrei, mit Stickerei-Ein- und Ansatz 5.00
Nachtjacken mit Stickerei-Volant 2.25
Nachtjacken Renforcé mit Stickerei-Volant 2.75, 3.15
Beinkleider Knieform, Renforcé mit Stickerei-Volant 1.75 bis 2.50
Prinzess-Röcke (Rock mit Taille) mit Stickerei-Ansatz 4.85
Prinzess-Röcke (Rock mit Taille) mit Stickerei-Ein- und Ansatz 5.40
Prinzess-Röcke (Rock mit Taille) mit Stickerei-Ein- und Ansatz 7.75

Ein Posten farbige
Organdy-Matinees
3.75, 4.10, dazu passend Röcke 2.75

Prinzess-Röcke m. Stick.-Ein- u. Ansatz, Bandd. 10.75, 13.00
Prinzess-Röcke (Rock mit Taille) mit Klöppel-Spitze reich garniert 6.75
Untertaillen mit Stickerei-Ansatz 1.20
Untertaillen mit Stickerei-Ein- und Ansatz mit Banddurchzug 2.20
Untertaillen mit Stickerei-Ein- und Ansatz 2.75
Untertaillen mit Stickerei-Ein- und Ansatz mit Banddurchzug 3.35

Amerikanische Form, ohne Stangen

Untertaillen mit Stickerei-Ansatz 1.30
Untertaillen mit Stickerei-Ein- und Ansatz mit Durchbruch 1.70
Untertaillen mit Stickerei-Ein- und Ansatz 2.50
Untertaillen mit Stickerei-Ein- und Ansatz mit Banddurchzug 2.95

GROSSER VERKAUF
KRISTALL PORZELLAN STEINGUT
ZU EXTRA-PREISEN

Verantw. Redakt.: Carl Wermuth, Neukölln. Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdr. u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Hierzu 1 Beilage.

Nr. 128. 30. Jahrgang. **Beilage des „Vorwärts“ Berliner Volksblatt.** Montag, 26. Mai 1913.

Um sich vollkommen sicher fühlen zu können, erhielt der Zar an der Galatafel einen russischen Geheimen als Tischdame.

Der Zar am Telephon.

In den für den Zaren bestimmten Zimmern im Berliner Schloß ist auf seinen besonderen Wunsch ein Telephonapparat angebracht worden.

Der Zar ist aufgestanden und hat eine Weile „regiert“. Das Telephon klingelt.

Der Zar: Hier der Zar.

Stimme: Bitte ehrerbietigst um Verzeihung, Majestät! Hier von Oldenburg-Januschau. Würden Euer Majestät nicht vielleicht die Gnade haben — jetzen Sie aus der Leitung, Sie Hornochse, ich spreche mit dem Zaren! — nicht vielleicht die Gnade haben, S. M. — äh — Seiner Majestät dem Kaiser bei dieser festlichen Gelegenheit den von Euer Majestät so gnaden- und segensreich über Rußland — fragen Sie doch nicht so dusig, Fräulein, ja woll, ick spreche noch! — ausgeübten Absolutismus näher zu bringen, damit wir Königstreuen endlich mal die Parlamente, diese — Verzeihung, Majestät — sozialdemokratischen Quasselbuden — bitte untertänigst um Vergebung — loswerden? Euer Majestät erinnern sich vielleicht an meinem Vorschlag mit — äh — Leutnant und zehn Mann —

Der Zar (legt den Hörer auf, nachdenklich): Sollte das die Stimme des Volkes sein? —

Der Zar regiert weiter.

Das Telephon klingelt.

Der Zar: Hier der Zar.

Stimme: Hier Euer Majestät untertänigster Kommerzienrat ... (der Mann bleibt wegen sich häufender Nebengeräusche unverständlich). Ich wage Euer Majestät submissest folgende Anregung zu unterbreiten. Euer Majestät werden unzweifelhaft im Gespräch mit Seiner Majestät dem deutschen Kaiser auch auf Heer und Flotte zu sprechen kommen. Würde sich Eure Majestät vielleicht herablassen, bei dieser Gelegenheit auf die unserm Konzern so gnadenvoll überwiesene neue Lieferung für das Marine- und Festungsressort Eurer zarischen Majestät hinzuweisen? Sollte sich dadurch Seiner Majestät dem deutschen Kaiser die nationale Notwendigkeit aufdrängen, daß auch für die deutsche Armee neue Anstrengungen nötig sind, so würden wir, falls uns der deutsche Auftrag zuteil würde, für die russische Lieferung ehrerbietigst einen Abstrich von 10 Proz. uns anzubieten gestatten —

Der Zar (legt den Hörer auf): Ist mir von meinen eigenen russischen Lieferanten nicht vor der Abreise ein ähnlicher Vorschlag gemacht worden. Mir ist doch so? Also ganz wie bei uns. Aber das dürfte wohl kaum die Stimme des Volkes ...

Der Apparat klingelt.

Der Zar: Hier der Zar.

Stimme: Ich habe Eurer Majestät das folgende Manifest zu verlesen. Die freiheitlich gesinnte und um eine neue Staatsform ringende Arbeiterschaft Deutschlands zusammen mit ihren Mitkämpfern aus allen Berufen erblickt in Ihnen den Angel- und Stützpunkt der gesamten europäischen Reaktion. Die gewaltige antizarische Majorität des deutschen Volkes wäre durchaus bereit, Ihre gleichgültige menschliche von Ihrer politischen Persönlichkeit zu trennen. Da jedoch eine zutreffende Verteilung der Schuld zwischen Ihnen und den Sie beherrschenden Klassen und Cliquen dem Urteil der Welt entzogen ist, so sehen wir in Ihnen den Repräsentanten eines jede Kultur und jede selbstverständliche Gerechtigkeit zerstampfenden Systems und übermitteln Ihnen den Ausdruck unseres Abscheus. Wenn dieser Abscheu von Millionen und aber Millionen Deutscher Ihnen persönlich nicht kundgeworden ist, so danken Sie das der Disziplin und der guten Erziehung der deutschen Arbeiterschaft, bei der Sachlichkeit und Menschlichkeit allerdings besser aufgehoben ist als bei den Kreisen, die mit Ihnen oder besser durch Sie das arme russische Volk — regieren.

Die Stimme schweigt.

Der Zar legt den Hörer auf.

Der Zar (nach einer Weile): Das, glaube ich, war die Stimme —

Er klingelt. Ein Lakai tritt ein.

Der Zar: Lassen Sie den Telephonapparat abstellen. Ich habe genug für heute.

Der Zar regiert weiter. Ohne Telephon. Michel.

Hochzeit.

Welch ein Segen, daß Wilhelm II. nur eine Tochter hat und nicht noch irgendein anderes Fürstenhaus außer den Cumberländern versöhnt werden muß. Sonst würde unser wirtschaftliches und politisches Leben ernsthaft in den Fugen krachen, und wir müßten uns dem Bankrott innen und außen gegenüber damit trösten, daß die Hofansage mit unübertreffbarer Meisterschaft durchgeführt wurde. Unsere Mitbürger und unsere Minister waren fast eine Woche gänzlich davon in Anspruch genommen, zu gaffen und (womöglich in Uniform) begafft zu werden, so daß kein Mensch mehr Zeit hatte, zu arbeiten oder zu regieren. Die Zügel der Staatsleitung schleiften am Boden, da diese à la Daumont fahren mußte, und zeitweise waren so viele Fürsten in Berlin zusammen, daß man kaum mehr das königstreue Volk sah.

Wie verlautet, haben die Herren Minister den Fackeltanz in außerordentlich trefflicher Weise exekutiert. Man merkte den Herren ein gründliches Studium an, und der Kaiser soll nach Beendigung des Tanzes in launiger Weise geäußert haben, es gehe also schon, wenn er auch nicht pfeife. Besonders der Reichskanzler zeichnete sich aus und soll nun gutem Vernehmen nach à la suite des Balletkorps gestellt werden, allerdings erst, wenn er die schwerste Probe bestanden hat: den Eiertanz der elsaß-lothringischen Ausnahmegesetze. Auch die übrigen Minister erhielten gute Noten, und besonders die bürgerlichen fielen angenehm auf, wie aus der Aeußerung eines hohen Hofbeamten zu entnehmen ist, der mehrmals seinem Erstaunen durch die Worte Ausdruck gab: Nich mal ausspucken tun die Kerls! Nich mal ausspucken!

Die Neuvermählten haben sich aus den Händen der Kinematographen und anderen Photographen nach Schloß Hubertusstock zurückgezogen, die Fürsten-Schleuderwoche ist herum, der Restbestand ist nicht verkäuflich, halten wir uns also an das, was uns bleibt: an das Volk! Und da wird sich ja reichlich viel sagen lassen. Wenn der Hochadel Kellner spielt und seine jungen Söhne zu Speisenträgern hergibt, so mag er dabei auf seine Kosten kommen, wie nun einmal heute die Dinge in Deutschland liegen. Wer sich Dienerdevotion mit einem Orden bezahlen läßt, empfängt sein Trinkgeld lediglich in anderer Prägung als der Cafehauskellner, der sich nicht zu den Edelsten der Nation rechnet. Wer den Kammerdienerrock für ein Ehrenkleid hält, braucht sich in diese seine Garderobenangelegenheiten nicht von uns dreinreden zu lassen, wenn er auch erlauben muß, daß wir lachen. Der Hof ist uns Hekuba und die Hofansage ist nicht an uns gerichtet.

Aber das Volk geht uns etwas an, die wir seinesgleichen sind, und seine Blamage ist in einem gewissen Sinn unsere Blamage. Und das Volk, die guten Berliner, hat die Hochzeitstage reichlich ausgenützt, um sich nach allen Richtungen gründlich zu blamieren. Dieses Volk hat noch mehr getan: es hat sich einer ganz gewöhnlichen Geschichtsfälschung schuldig gemacht, indem es rings um die leutseligen Fürstlichkeiten ein Heer gebeugter Rücken wogen ließ, so daß die hohen Herrschaften mit Befriedigung konstatieren konnten, das umfangreiche Hinterteil sei immer noch vorhanden, dem traditionell Fußtritte zu versetzen sind, während von einem Kopf bei all den in Ehrfurcht gekrümmt Ersterbenden nichts zu bemerken war. Wenn heute ein Politiker sagt, das Volk sei mit irgendeiner Handlung Wilhelms II. nicht einverstanden, so wird der Reichskanzler am besten daran tun, ein schallendes Hohngelächter zu erheben und als Gegenprobe einen Fürsteneinzug zu arrangieren: dann werden die guten Bürger von Berlin am Potsdamer Platz, am Brandenburger Tor und Unter den Linden mit Hurrarufen abstimmen, und der Herr Reichskanzler wird seine Majorität haben.

Diese guten Bürger! Am frühen Morgen zogen sie mit belegten Stullen aus. An der „Feststraße“ suchten sie sich einen Lagerplatz, inmitten Gleichgesinnter, ließen sich drei Stunden lang von Schutzleuten und Spitzeln hin und her drücken, bis die erste Fürstlichkeit kam. Hurra! Hurra! Hurra! Pause. Das Frühstück wird verzehrt. Ein Polizeigaul fährt den Patrioten mit dem Schwanz übers Gesicht, kann aber das Leuchten nicht wegwischen, das noch von einem Blick des Fürsten darüber gebreitet liegt. Erneutes heftiges Zurückgedrängtwerden. Die Hühneraugen erreichen unter den Polizeitritten die Façon von Fünfmarkstücken. Die zweite Fürstlichkeit! Das Hurra klingt schon etwas heiser, aber unentwegt begeistert. Man kauft sich ein Glas Bier, versucht den Schutzmann durch die Uebertreibung „Herr Wachtmeister“ freundlich zu stimmen und erzählt sich mit begeisterten Nachbarn von der Dienstzeit. Ein Sonnenstich macht sich bemerkbar, kann aber königstreue Gehirne, die den Strahl der monarchischen Gnade, Stärke für Kriegervereine, gewöhnt sind, nicht lähmen. Im Gegenteil, der Paroxismus der Fürstenliebe tritt ein. Die dritte Fürstlichkeit! Wohlgenährte Familienväter durchbrechen jubelnd die Absperrung, kinderreiche Mütter stürzen auf die Automobile junger Prinzen, Jungfrauen hängen am Spritzblech S. K. H. des Kronprinzen, Kinder werden unter Geschrei hochgehalten, damit sie den bekannten Eindruck fürs Leben bekommen, Säuglinge liegen achtlos in einem Winkel, alles schreit, tobt, stößt den andern zurück, lallt Hochrufe, stammelt Jahrhundertphrasen, ist bereit, sich überfahren oder von einem Polizeisäbel durchbohren zu lassen, nur um diese Menschen ganz, ganz in der Nähe zu sehen, die sich Hoheiten nennen, von einem Wall von tausend Schranzen und Drohnen umgeben sind und auf die schweißigen, in Begeisterung verdummten Gesichter rings um ihr Auto — mit huldvoll lächelnder Verachtung blicken!

Spürt Ihr das nicht, gute Bürger? Wo sie erscheinen, werdet Ihr ausgesperrt, Eure Vertreter dürfen sich einmal, als Reichstagspräsidium, bei ihnen melden, werden empfangen wie Bittsteller, und dann kümmert sich niemand mehr um sie. Was Ihr braucht oder wollt, ist ihnen einerlei. Wenn sie nur der kleinen Clique sicher sind, die sich Triarier nennt und von den Wucherzinsen ihrer Treue lebt. Ihr seid nur für solche Feste, zu denen keiner von Euch geladen ist, gut genug, um die Staffage zu bilden, das lebende Bild „Das königstreue Volk“ zu stellen. Ihr seid die Statisten, die das Maul zu halten haben, wenn die großen Herren auf der Bühne stolzieren und ihre Tiraden verbrechen, und auf ein Zeichen dürft Ihr dann jubeln: Heilig, heilig, heilig ist der Herr! Und wenn das Spiel fertig ist und die Herrschaften unter sich sein wollen, könnt Ihr Euch mit einem Trinkgeld trollen! Und da sollten sie Euch, gute Bürger, nicht verachten dürfen?

Ihr protestiert jetzt, nicht wahr? Ihr habt, dank dem heißen Tag und weil Ihr zehn Stunden vor dem Schloß auf Gottesgnadentum gewartet habt, jetzt genug getrunken, um Mannesstolz vor

Königsthronen zu empfinden! Ihr redet jetzt von Eurem Recht und von „denen da droben", denen man einmal die Kraft des Volkes zeigen müsse! Nicht so laut, wenn Euch nicht am Ende doch der „Hoflieferant" oder das Avancement entgehen soll. Und dann tröstet Euch: Wir haben noch zwei unverheiratete Kaisersöhne auf Lager, bei deren Hochzeiten sich schon wieder Gelegenheit für das ehrenfeste Bürgertum bieten wird, sich bis auf die Knochen zu blamieren. Fackeltanzende Minister und auf Bürgerzehen tanzende Polizeigäule — wenn da keine freudige Feststimmung aufkommt, dann will ich einmal Ritter des Roten Adlerordens vierter Güte werden.

Karl Paull.

Das Ende des Frühlingsfeldzuges 1813.

Niemals zeigte sich mehr als in den Tagen nach der Schlacht von Großgörschen, wie sich im Wandel der Zeiten und Dinge Napoleon aus einem Vollstrecker der Revolution zu einem Vertreter der Reaktion gewandelt hatte. In einem Bulletin vom Tage nach der Schlacht war von den Heeren von Tartaren die Rede, die in unsere Länder kämen, „an ihrer Spitze alles, was Deutschland, Frankreich und Italien an schlechten Subjekten und Deserteuren aufzuweisen haben, um hier Empörung, Bürgerkrieg und Anarchie zu predigen. Sie haben sich zu Aposteln aller Verbrechen gemacht". Und in dem Amtsorgan der kaiserlichen Regierung, dem „Moniteur", ward gar verkündet: „Der berüchtigte Stein ist tief verachtet von allen ehrlichen Leuten; er wollte die Kanaille gegen die Besitzenden aufhetzen." Wenn Napoleon sich hier allen Ernstes als den Vorkämpfer der „Ordnung" gegen die „Anarchie" und die „Kanaille" der Besitzlosen aufspielte, so wies das wohl auf das Ende seiner geschichtlichen Aufgabe wie auf das Ende seiner Macht hin, denn diese Macht war revolutionären Ursprungs, und wo es die Rettung der „Ordnung" galt, waren die Habsburger, die Hohenzollern und die Romanows dem Manne des achtzehnten Brumaire noch allemal über.

Vorläufig allerdings pflückte er noch den blutigen Lorbeer des Sieges, und der Erfolg von Großgörschen brachte ihm einen unmittelbaren und nicht unwesentlichen Nutzen. Auf der Flucht vor den Verbündeten, aber auch um sich Napoleon zu entziehen, war der getreueste seiner Vasallen unter den Rheinbundfürsten, der sächsische König Friedrich August, nach Prag entwichen, hatte dort mit Metternich getechelmechtelt und sich trotz eines Vertrages mit Oesterreich vom 20. April, mit dem er sich der Politik der bewaffneten Vermittelung anschloß, den Rücken soweit freigehalten, um jederzeit mit fliegenden Fahnen in das Lager des Siegers übergehen zu können. Als ein Musterbeispiel für den Verkehrston, den der „gekrönte Plebejer" Napoleon gegen die deutschen Fürsten von Gottes Gnaden anzuschlagen beliebte, kann der Brief gelten, in dem der Kaiser seinem Gesandten auftrug, dem König von Sachsen ein kategorisches Ultimatum zu stellen, ihm zu eröffnen, daß er leichtherzig den polnischen Adler entehrt habe und daß er, wenn er den gestellten Bedingungen nicht sofort nachkomme, ein schuftiger Verräter sei, außerhalb des kaiserlichen Schutzes stehe und infolgedessen aufgehört habe zu regieren! Aber es bedurfte gar nicht einmal dieses geharnischten Ultimatums. Noch ehe es ihn erreicht, auf die bloße Kunde der Schlacht von Großgörschen hin, hatte Friedrich August sich schon aufgemacht, um in Dresden dem Protektor des Rheinbundes schweifwedelnd zu huldigen und ihm alle Hilfsquellen seines Landes zur Verfügung zu stellen. Das war für Napoleon besonders deshalb wichtig, weil er die starken Lücken an Kavallerie, die sein Heer seit dem russischen Feldzug aufwies, einigermaßen mit sächsischer Reiterei ausfüllen konnte.

Inzwischen waren die Verbündeten über die Elbe in die Oberlausitz zurückgewichen. Napoleon, dessen Heer zerstreut auf der weiten Linie von Dresden bis Wittenberg stand, folgte und faßte während der Verfolgung den Plan, Ney gegen Berlin vorstoßen zu lassen und mit der Besetzung der Hauptstadt den Feind ins Herz zu treffen. Schon war Ney abmarschiert. Schon hatte das preußische Hauptquartier den Oberst Boyen nach Berlin geschickt, um die Bildung der Landwehr zu beschleunigen, die Ausführung des Landsturmediktes zu betreiben und Verschanzungen um Berlin anzulegen, da erfuhr Napoleon, daß die Verbündeten ihm bei Bautzen eine Schlacht liefern wollten. Der Plan war russischen Ursprungs. Der Oberkommandierende Wittgenstein glaubte schon der moralischen Wirkung auf das zögernde Oesterreich wegen Widerstand leisten zu müssen, und meinte, jeder Marsch rückwärts koste ihm mehr Leute als ein Gefecht. Auch Zar Alexander pfuschte, während Friedrich Wilhelm III. als belangloser Statist hin- und hergeschubst wurde, der Heeresleitung ins Handwerk, bestand auf einer Schlacht und richtete während der Schlacht noch durch Orders und Konterorders allerlei Unheil an. Mit Unmut sahen die preußischen Offiziere auch, nicht zum ersten- und nicht zum letztenmal in diesem Feldzuge, wie die Russen ihre Garden wie Zuckerpuppen schonten. Als Yorcks Stabschef Valentini den Kommandeur der russischen Gardereiterei, die während der Schlacht in Linie aufmarschiert war, zum Einhauenlassen bewegen wollte, erhielt er von dem erstaunt dreinblickenden General die Antwort: „Glauben Sie, der Kaiser habe seine Gardekavallerie dazu, daß sie sich totschießen lasse?" Auch das Mißverhältnis zwischen York und Gneisenau mag zu der Niederlage beigetragen haben, denn auf den Hilferuf des bedrängten Blücher scheint York erst angerückt zu sein, als es zu spät war. Doch entscheidend fiel das Uebergewicht Napoleons in die Wagschale: er verfügte, da er alle Verstärkungen herangezogen und auch Ney zurückgerufen hatte, über 150 000, die Verbündeten über 80 bis 90 000 Mann. Aber wurden die Preußen und Russen auch in dieser blutigen Schlacht am 20. und 21. Mai zurückgeworfen, so geschah das doch keineswegs mit leichter Mühe. Napoleon erkannte, daß es nicht mehr die Preußen von Jena und Auerstädt waren und knirschte mit den Zähnen, da die Besiegten in den Händen des Siegers keinerlei Trophäen zurückgelassen hatten, die er so dringend zur theatralischen Aufputzung seiner Erfolge brauchte. Friedrich Wilhelm III. aber versicherte in einer Proklamation, datiert aus Löwenberg vom 23. Mai 1813, daß der Feind die vereinigte Armee ebenso sehr achten als fürchten gelernt habe, dennoch sei sie „dem Feinde mit Vorsicht gewichen, um sich ihren Hilfsquellen und Verstärkungen zu nähern und den Kampf mit desto gewisserem Erfolge zu erneuern."

In Wirklichkeit war der Erfolg von Bautzen für Napoleon von schwerwiegendster Bedeutung. Die Verbündeten waren in zwei großen Schlachten geschlagen und fast von deutschem Boden verdrängt und der Rheinbund jetzt enger an Frankreich gekettet denn je. Die preußischen Truppen waren durch fürchterliche Verluste geschwächt. Was früher ein Regiment gewesen, bildete nach Bautzen nur mehr ein Bataillon, und zwischen der preußischen und russischen Heeresleitung, die statt Wittgenstein Berclay de Tolly übernommen hatte, entstanden über das Ziel des Rückzugs ernste Zwistigkeiten. Die Preußen, denen ein erfolgreicher Reiterüberfall Blüchers am 26. Mai bei Haynau neue Zuversicht eingeflößt hatte, wollten noch einmal bei Schweidnitz den Feind zur Schlacht erwarten, die Russen so schnell wie möglich nach Polen zurückziehen. Ueberhaupt erkannten die besten unter den preußischen Offizieren mit wachsendem Schmerz täglich mehr, welch süße Brüderchen diese moskowitischen Bundesgenossen im ganzen waren. „Die Oberleitung der Armee", schrieb Gneisenau am 29. Mai, „kommt aus dem russischen Hauptquartier. Wir haben keinen Anteil daran. Man hört uns sogar nicht. Wir sind bloß ausführende Werkzeuge. Wir sehen unser Land durch unsere Freunde nicht minder als durch unsere Feinde ausgeplündert. Selbst unseren Soldaten raubt man die Lebensmitteltransporte, die wir mit Sorge und Kummer herbeigeschafft haben, und es empört zu sehen, daß unsere eigenen Verwundeten auf dem Schlachtfelde durch unsere Bundesgenossen ausgeplündert werden. In wenig Tagen haben wir wieder eine Schlacht zu liefern, wenn anders unsere Verbündeten noch treu und zuverlässig sind." Aber mit der Treue und Zuverlässigkeit der Russen war es wirklich nicht mehr weit her, und es wäre wohl zu einem bösen Riß gekommen, wenn nicht ein Glückszufall eingetreten wäre: Napoleon bot einen Waffenstillstand an!

Politische wie militärische Gründe bewogen ihn dazu. An einer Fortsetzung des Krieges lag ihm sicherlich nicht viel, denn in seinem Rücken murrte, erbittert durch die Handels- und Industriekrise der Jahre 1910 und 1911, die französische Bourgeoisie und drohte mit ihrem Abfall, sobald sich das Geschick wenden sollte. Dazu hatten sich die Ausgehobenen der jüngsten Jahrgänge im Pulverdampf so wacker geschlagen wie die Knasterbärte der alten Garde, aber auf dem Marsch erlagen sie leicht den ungewohnten Anstrengungen, und die Manneszucht in dem Heere zerbröckelte immer rascher: schon konnte man Szenen wie im russischen Feldzuge beobachten. Vor allem aber glaubte er, geschmückt mit neuen Siegeskränzen, politische Erfolge erzielen zu können, wenn auch nicht durch Oesterreichs Vermittelung, so doch durch den Zaren, den er mit lockenden Angeboten zu kirren suchte. So fragte er denn wegen einer Waffenruhe an, die nur als Wandschirm für Verhandlungen dienen sollte. Am 4. Juni ward, da die Verbündeten freudig einem Vorschlag zustimmten, der ihre einzige Rettung bildete, zu Poischwitz bei Jauer der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet, der bis zum 20. Juli Geltung haben sollte.

In den patriotisch entflammten Kreisen Preußens freilich ward die Kunde mit Weh und Ach begrüßt, da man den Schwachmatikus auf dem Throne Preußens allzu genau kannte, um in dem Waffenstillstand etwas anderes als den Vorläufer eines schmählichen Friedens zu sehen.

Vom Jahrmarkt des Lebens.

Ihr laßt den Armen schuldig werden.

Ein erschütterndes Bild entrollte sich dieser Tage vor der Strafkammer in Köslin. Wegen fahrlässiger Tötung hatte sich die Arbeiterwitwe Schmidt aus Zanow vor den Richtern zu verantworten. Am 21. Januar, morgens 6 Uhr, ging sie nach ihrer Arbeitsstelle in der Zündholzfabrik und schloß ihre vier Kinder im Alter von eineinhalb bis sechs Jahren in der Wohnung bei einer brennenden Lampe ein. Als die Frau um 8 Uhr morgens einmal nach Hause eilte, um nach ihren Lieblingen zu sehen, drang dichter Rauch aus der Wohnung. Die Kinder wurden als Leichen aufgefunden. Nach dem Weggehen der Mutter hatten die Kinder Papier über der Lampe entzündet und fortgeworfen. Das brennende Papier war in einen Korb mit Wäsche gefallen und hatte den Inhalt entzündet. Der Tod der Kinder war durch Rauchvergiftung eingetreten. Die bedauernswerte Mutter wurde zu einer Woche Gefängnis verurteilt.

Dem Gesetze ist Genüge geschehen. Das arme Weib, das sich quälte, die vier hungrigen Mäuler zu stopfen, hat gegen das Gesetz gefrevelt, hat fahrlässig gehandelt und wandert ins Gefängnis. Wieviel tausend Frauen mögen tagaus tagein unter denselben elenden Verhältnissen fronden und gegen das Gesetz freveln! Gehören sie alle auf die Anklagebank oder müßte nicht vielmehr eine Gesellschaft im Anklagezustand versetzt werden, die es zuläßt, daß eine Mutter, die dem Staate vier Arbeitskräfte heranzieht, durch die Not gezwungen wird, in die Fabrik zu gehen?

Das Opferjahr.

Bis in die höchsten Kreise hinein macht sich die Unzufriedenheit mit den augenblicklichen Verhältnissen bemerkbar. Dieser Tage hatte Prinz August Wilhelm, einer der Söhne Wilhelms II., ein Gartenfest in Charlottenhof veranstaltet, das sich des besten Erfolges erfreute. In einem Dankschreiben des Hofmarschallamtes des Prinzen an die Gäste heißt es: „Angesichts der großen Anforderungen, die in diesem Jahre an das Vermögen jedes einzelnen gestellt werden, ist die Dankbarkeit doppelt groß."

Sommerqual.

O Sommerqual, wenn die metallnen Dächer flimmern
und das verdünnte Bier im Trinkgefäß versiegt!
o Sommerqual, die unsere Nacken krummer biegt
und hundert Henker wirbt, die Qualen zu verschlimmern!

Nur jetzt nicht wissen, daß dies Glühn die Felder segnet
und am Spalier die runden Früchte reifer kocht,
indes erhitztes Blut an unsern Schläfen pocht,
und hundert Henker wirbt, die Qualen zu verschlimmern.

O Sommer, den wir so wie einen Fluch verspüren
und der uns bis auf die erschlaffte Scham entblößt!
O Sommer, der uns zwingt, ein Leben ohne Sinn zu führen,

und unsre Frauen, die verweinte Kinder tragen,
tags in die engen Höfe der Kasernen stößt,
so wie man Rinder zwängt in schmale Schlächterwagen.

Paul Zech.

Unberührt.

Von Fritz Müller.

Es war die alte Geschichte: der Wertvollste muß sterben.

Bruno Stroll war wirklich der wertvollste von uns Freunden. Wo wir am Rande waren mit unserm Latein, fing er zu funkeln an. Zu funkeln und zu brennen. Wie oft haben wir uns gewärmt an seinem Feuer und die nehmenden Hände darüber gehalten. Auch in jenem Winter noch, als er sterben mußte. Denn er sprühte bis zuletzt von Leben. Wir haben keinen wieder gesehen, der dem Leben so gut war wie der Bruno Stroll. Dem Leben in jeder Form, auch in der schmerzhaften. Bis zu dem Tage, da ihm der Medizinmann unter uns Freunden offen sagte:

„Stroll, lieber Stroll, Du hast mir leider das Versprechen abgenommen, Dir schonungslos die platte Wahrheit zu sagen. Du hast die Darmtuberkulose —"

„Unheilbar, nicht?" hatte Stroll darauf erwidert.

Und unser Medizinmann gab sich einen Ruck und sagte interessiert:

„Was hast Du doch für einen feinen Nietzschekopf dort an der Wand, mein lieber Stroll. Darf ich ihn herunternehmen?"

Und dann hatten sie beide den Nietzschekopf studiert.

„Der Prediger des Lebens," sagte der junge Doktor.

„Aber nicht des Lebens um jeden Preis," gab Stroll zur Antwort.

„Wer weiß, wer weiß. Er hat es selbst um den Preis der geistigen Umnachtung noch gelebt."

„Hm," sagte Stroll, und hing das Bildnis schweigend wieder an die Wand.

Ein paar Tage darauf lag er im Hospital. Die Schmerzen kamen und gingen wie die Wolken am Himmel. Die dunkelste Wolke hat noch einen Rand von Silber. Und das kleine freie Himmelstück, um das die Wolken drängen, ist von einem schönren Blau, als der ganze unbedeckte Himmel jemals war. Freund Stroll blieb von einer tiefen Lebensfreude erfüllt in den schmerzfreien Stunden. Die wurden freilich immer schmaler.

Einmal aber zogen sich die Wolken noch über das letzte Blaustück seines Himmels. Ich saß an seinem Bettrand.

„Willst Du mir noch etwas Liebes tun?" fragte er, als ich mich erhob, um fortzugehen.

„Natürlich, Stroll. Was ist es denn?"

„Zyankali," sagte er einfach. Und es verzog ihm den Mund vor Schmerzen dabei. Ich erschrak, und hob schon an zu einer Predigt. Man kennt sie ja, die Predigt. Aber er sah es, und sagte:

„Keine langen Reden, gelt? Ich habe nicht mehr so arg viel Zeit, sie anzuhören, weißt Du. Nur „ja" oder „nein", nicht wahr?"

„Nein," sagte ich tiefaufatmend, und ging.

Ich wurde eine Woche lang nicht mehr froh darauf. Dann traf ich unsern Doktorfreund. Er war bei Stroll gewesen.

„Hat er Dich auch darum gebeten?" fragte ich ihn zwischen zwei gleichgültigen Sätzen.

„Um was?" sagte er. Aber er war zusammengefahren.

„Du hast's ihm also doch gegeben?"

Sein Gesicht bekam einen gequälten Ausdruck.

„Konnte ich anders?" fuhr er auf. „Da lag er in dem Einzelzimmer, das sie für Sterbende hergerichtet halten im Hospital. Und er wußte das. Er spürte, daß sie seinen Sterbetag, seine Sterbestunde jetzt berechnen konnten. Ganz genau. All das sah er durch seine Schmerzen durch, die nicht mehr wichen. Und auf seiner Stirne lag noch ein letzter matter Schimmer seiner alten Lebensfreude, während der Körper von unten her langsam starb, Stück für Stück. „Kannst Du Deinen Freund so leiden lassen?" fragte er. „Mach ein Ende", fuhr er fort, „oder besser, gib mir die Waffe in die Hand, es selbst zu tun." Natürlich sagte ich: „Ich darf es nicht. Sieh, wenn ich so dläge, so wie Du jetzt, und ich bäte Dich darum, was würdest Du mir sagen? — „Ja, würde ich sagen, denn Du bist mein Freund," gab er zur Antwort. Und da — und da — da gab ich es ihm."

„Das Gift?"

„Ja, das Gift. Er hat es in die hohle Stange eingelegt, die am Rande seiner Bettstatt ausläuft, und von der er den abschließenden Metallknopf abgedreht hat, weißt Du. Da liegt es jetzt drin —"

„Noch?"

„Ich weiß es nicht. Es war vor einer Woche."

„Hast Du daran gedacht, daß Du Dich selbst dabei aufs Spiel setzest?"

„Es ist gutes Wetter heute. Wie ist's mit einem Spaziergang vor die Stadt hinaus?" gab er zur Antwort, „willst Du ihn besuchen?"

„Ja," sagte ich, und war ein wenig beschämt dem Freunde gegenüber.

Diesen Besuch werde ich nie vergessen. Wie ich da an seinem Bette saß, und er durch seine Schmerzen durch ein heiteres Gesicht erzwang, froh und leicht schien trotz der Qualen, wie meine Augen immer und immer wieder auf der hohlen Stange hängen blieben, in deren Höhlung die weißen Stücke lagen, wie er plötzlich einen starken Schmerzanfall zu überwinden hatte und die hohle Stange umklammerte, worauf er wieder wunderbar beruhigt schien, wie er am Ende leise, fast zärtlich über diese Stange strich und mir ein fröhliches Adieu bot — all das werde ich nie vergessen.

Und dann weiß ich noch, wie wir — seine Freunde — jeden Tag die Sterbespalte in der Zeitung mit einem leichten Zittern überflogen. Er stand nicht darin. Ein Sonntag nach dem andern kam ins Land. Die Aerzte im Spital schüttelten die Köpfe — er lebte jetzt schon zweimal so lange, als sie vorausgesehen hatten. Der Zerfall des Körpers schien aufgehalten durch eine magische Kraft.

Der ganze Herbst ging vorüber. Der Winter fing schon an, sich weiß auszuschütteln über dem Land — da war es am Sonntag vor Weihnachten, daß unser Doktorfreund mit einem Telegramme in der Hand in meine Wohnung kam. Stroll war gestorben.

„Sanft," sagte man uns im Spital. Und es war keine Phrase. Er war wirklich eingeschlafen. Sie hatten ihn schon fortgetragen, hinüber in das kleine Häuslein, wo es noch verwelkten Kränzen roch.

„Herr Kollege," sagte da mein Freund zu einem Anstaltsarzt, „wir möchten noch einmal vor dem Bette stehen, wo er so lange gelitten hat, wo wir bei ihm saßen . . ."

„Gewiß, gewiß," sagte zerstreut der Anstaltsarzt, „dort, bitte, Nummer 100, Sie wissen ja den Weg. Mit entschuldigen Sie für einen Augenblick — ich werde gerufen —"

Wir standen still vor dem leeren Bett. Dann ging mein Freund mit einer entschlossenen Bewegung an das Kopfende, schraubte eine metallene Kapsel an der hohlen Stange los, fuhr mit dem Zeigefinger in die Höhlung, fühlte zögernd, atmete auf und brachte zwei weiße Stücke hervor . . .

„Unberührt," sagte er.

Der arme Prinz und seine vornehmen Gäste sind zu bedauern! Erst die Hochzeit, dann das Jubiläum am Kaiserhofe und dazu die verschiedenen Hoffeste, das kostet eine schöne Stange Geld für Geschenke und Toiletten. Und obendrein noch die „freiwillige Opfergabe" der Fürsten. Ja, auch die auf des Lebens Höhen Thronenden haben zu knabbern, um über die schlechten Zeiten hinwegzukommen.

Praktisches Christentum.

Die Herrschenden sind in arger Bedrängnis. Das Volk will nicht mehr geduldig Ordre parieren, dem Kapital nicht mehr Ausbeutungsobjekte in unbeschränkter Zahl liefern. Was Wunder, wenn hier die christlich-katholische Kirche dazwischenfährt und die Beschränkung der Geburtenzahl mit unter die Todsünden rechnet, für die die armen Schächer ewiger Höllenpein ausgeliefert werden. Jeder vernünftige Mensch würde nun freilich annehmen, daß Kirche und Staat, Gläubige und Gemeinden alles daransetzen, um einer gesunden Volksvermehrung die Wege zu ebnen. Soziale Fürsorge für Mutter und Kind, weitsichtige Wohnungspolitik sind doch die notwendigsten Vorbedingungen, der drohenden Geburtenminderung entgegenzutreten. Doch das steht nicht im Kalender der Herren.

Wie die soziale Fürsorge für Mutter und Kind betrieben wird, hat uns die Beratung der famosen Reichsversicherungsordnung gelehrt. Da wurden von den Frommen und ihrem Anhang alle Anträge niedergestimmt, die eine wirkliche Fürsorge für Mutter und Kind verlangten. Und eine weitsichtige Wohnungspolitik findet ihre schärfsten Gegner gerade in den von den Frommen beherrschten Gemeinden. Es heißt zwar in der Bibel: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht," aber in der Praxis richten sich die Hauspaschas immer noch nach dem Rezept eines frommen Wiener Kollegen, der eine in der Lustkandelgasse 44 ab 1. Juni zu vermietende Wohnung von Stube und Küche nur „für christliche Parteien ohne Kinder" reservieren will.

Wenn Kinder den Arbeitereltern die Lebensführung ungeheuer erschweren, wenn sie dem praktischen Christentum als ein gräßliches Uebel erscheinen, dem man kein Obdach gewähren will, ist es da zu verwundern, wenn die Gefahr der Geburtenminderung immer drohender erscheint?

Aus aller Welt.

Geld stinkt nicht.

Dreister als die Spatzen sind ohne Zweifel die Kriegervereinsvorstandsmitglieder von Arnsdorf in der Lausitz. Bei der letzten Landtagswahl wählten sieben Mitglieder des Vereins die sozialdemokratischen Wahlmannskandidaten. Diese „Insubordination" wurde auf der Stelle mit dem Ausschluß aus dem Kriegerverein geahndet, aber mit dem Bemerken, daß die Ausgeschlossenen recht bald ihre restierenden Beiträge zu bezahlen haben.

Die „Bescheidenheit" des Kriegervereinsvorstandes ist wirklich rührend. Bei ihnen steht auch der Grundsatz: „Geld stinkt nicht!" an erster Stelle.

Religion und Geschäft.

Eine saubere Verknüpfung von Religion und Geschäft leistet sich die Annoncen-Expedition Invalidendank, deren Protektor der evangelische „Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen" ist. Sie versendet an schlesische Geschäftsleute das folgende strupel, lose Zirkular:

„Invalidendank Annoncen-Expedition.

Breslau, den 28. April 1913.

Wir wundern uns, daß Sie bei dem Ueberwiegen der katholischen Bevölkerung in ganz Schlesien nicht eine katholische Zeitung benutzen, sondern Zeitungen, die wegen ihrer Tendenz von keinem guten Katholiken gelesen werden (!).

Wir empfehlen Ihnen als einziges maßgebendes Organ für das katholische Schlesien die „Schlesische Volkszeitung", die alte (!) gute (!) katholische (!) Zeitung für alle Kreise. Wir bitten ergebenst, eventuell Tarif oder genaue Offerte von uns einzufordern.

Hochachtungsvoll

Invalidendank.

Abt. „Schlesische Volkszeitung".

Das etwas offene Rundschreiben spricht ebenso sehr dafür, daß die Zentrumsblätter einer nichtkonfessionellen Partei dienen, als für die Unparteilichkeit einer Annoncen-Expedition, die doch auch mit Zeitungen anderer Richtung ihre Geschäfte machen will. Am saubersten aber ist die Ausnützung religiöser Ueberzeugung für irdische Geschäftshuberei.

Der Tribünen-Einsturz in Kalifornien.

50 Tote, über 300 Verletzte.

Wie aus Langbeach in Kalifornien gemeldet wird, sind bis jetzt von den bei dem Tribüneneinsturz verunglückten Personen **50 Tote und über 300 Schwerverletzte** geborgen worden. Die meisten Opfer der Katastrophe sind Engländer, die sich an dem englischen Nationalfeiertag beteiligen wollten. Von den Verletzten schweben zirka 150 Personen in Lebensgefahr. Die Panik, die nach dem Einsturz der Tribüne auf den Piers ausbrach, ist unbeschreiblich. Viele Frauen und Kinder wurden von den entsetzt fliehenden Personen buchstäblich zertreten.

Feuer auf der Genter Weltausstellung.

Eine **ungeheure Feuersbrunst** ist gestern nachmittag plötzlich aus unbekannten Ursachen in der Genter Weltausstellung ausgebrochen. Das Feuer nahm seinen Anfang in der Restauration „Sillestal" (Zillertal). Da das Restaurant vollständig aus Holz erbaut ist, **wurde es im Augenblick ein Raub der Flammen.** Das Feuer verbreitete sich mit außerordentlicher Schnelligkeit auf die indischen Tempel, in denen Kunstwerke von bedeutendem Werte aufgestellt sind. Der englische Pavillon war sehr bedroht, und man befürchtete, daß das Feuer auch auf ihn übergreifen werde. Die Feuerwehr, unterstützt von zahlreichem Militär, gab sich die größte Mühe, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken. **Da die gesamten Bauten der Ausstellung aus Holz gefertigt sind,** so brannten diese binnen kurzem nieder. Die **Löschvorrichtungen** haben sich als **vollkommen unzulänglich** erwiesen. Trotz des Massenbesuchs, der gestern stattfand, ist es unter dem Publikum zu keiner Panik gekommen. Da sich das Publikum an den Brandherd herandrängte, so erschwerte es die Löscharbeiten außerordentlich.

Explosion eines Pulvermagazins.

Ein Munitionsmagazin ist am Sonnabendabend kurz vor 12 Uhr auf dem Steinfelde bei Wien in die Luft geflogen. Das Objekt 16, das sich am sogenannten Mittel befindet und zu den größeren Munitionsmagazinen gehört, wurde vollständig zerstört. Der Feuerschein der Explosion war bis zur Eisenbahnstation Wiener Neustadt sichtbar. Von der Station Felixberg eilten zahlreiche Eisenbahnangestellte an die Unglücksstelle, um die erste Hilfe zu leisten. Auch von Wiener Neustadt wurden sofort Militärmannschaften zur Hilfe gesandt. Bisher konnte noch nicht festgestellt werden, ob Verluste an Menschenleben zu beklagen sind.

Spiel und Sport.

Vernünftiges Marschieren.

Bürgerliche Sportvereine glauben etwas Besonderes zu leisten, wenn sie ihre Anhänger im Wettmarschieren üben. Hierbei gerät diese Sorte Sportler auf dieselbe Bahn, welche die passionierten Berufsrennfahrer mit ihrer Kilometerfresserei betreten haben. Bei Veranstaltung des Armeegepäckwettmarsches in Jena wurden die Teilnehmer vor und nach dem Marsche genau ärztlich untersucht. Von 45 sich Meldenden traten 20 zurück, weil man sie gewarnt hatte. Bei 16 Teilnehmern wurden wesentliche Veränderungen nach dem Marsche am Herzen konstatiert: Verlagerung des Herzens, Kleinerwerden des Pulses, Unregelmäßigkeit und Ungleichmäßigkeit der Herztätigkeit, Erweiterung der Lunge. Viele Teilnehmer klagten über Muskelschmerzen und Krämpfe in den Beinen. Einzelne Teilnehmer waren trainiert, andere hatten den Marsch unvorbereitet angetreten. Es ergab sich aber, daß das Training nicht ohne weiteres mit einer Erhöhung der Leistungsfähigkeit auch eine Besserung der Verfassung nach so ausgesprochener starker körperlicher Betätigung hervorbringt. Die Vegetarier schnitten sehr gut ab. Doch betont Prof. Grober, daß damit diese Lebensweise keineswegs körperlich schwer arbeitenden Menschen empfohlen sei. Alle Veränderungen bei den Teilnehmern waren vorübergehender Natur, nur in einem einzelnen Falle nahmen die Erscheinungen einen bedenklichen Charakter an. Prof. Grober, Jena, hält es für notwendig, daß Leute, welche an einer solchen Sportleistung teilnehmen wollen, sich vorher auf dieselbe trainieren, auch sollte die Eignung jedes einzelnen Teilnehmers vorher ärztlich einwandfrei festgestellt werden.

Richtiger ist schon, wenn auch beim Marschieren Ziel und Maß gehalten wird.

Volkstümliche Wettkämpfe fanden am gestrigen Sonntag aus Anlaß des 20jährigen Bestehens des Arbeiter-Turnerbundes u. a. auch auf dem Turnplatz Treptow vom Turnverein „Fichte" unter stattlicher Beteiligung vor einer zahlreichen Zuschauermenge statt.

Am „Dreikampf", Kugelstoßen, Hochspringen und Hürdenlauf beteiligten sich 110 Turner. — Als Sieger gingen hervor: Fuhrig (8. Männer-Abt.) mit 52½ Punkten, Schöneberg (7. Männer-Abt.) mit 49½ Punkten, König (14. Männer-Abt.) mit 49 Punkten, Gensle (7. Männer-Abt.) mit 47½ Punkten, Schulze (7. Männer-Abt.) mit 47½ Punkten, M. Schmidt (1. Männer-Abt.) mit 46 Punkten, Gunst (8. Männer-Abt.) mit 45½ Punkten.

Beste Leistungen waren im Hochsprung 23 Punkte (Fuhrig, 8. Männer-Abt.), Hürdenlauf 20 Punkte (Schwarz, 8. Männer-Abt.), Kugelstoßen 16½ Punkte (Neumann, 10. Männer-Abt.).

Ein fesselndes Bild boten hierauf die Stafettenläufe der Männer-, Frauen- und Lehrlings-Abteilungen über 1000 Meter in der Gasse. Im Endlauf siegten die 3. Männer-Abt. mit 2 Min. 15 Sek., 5. Frauen-Abt. mit 2 Min. 48 Sek., 3. Lehrlings-Abt. mit 2 Min. 21⅗ Sek.

Fußball. Alemannia — Berliner Adler, Halbzeit 8 : 0, Schluß 9 : 0.

Radrennen zu Treptow, 25. Mai. Dem Dauerrennen um das Goldene Rad von Friedenau, das in drei Läufen über je 50 Kilometer von sechs Fahrern bestritten wurde, war goldener Sonnenschein und daher guter Besuch beschieden. Das Goldene Rad, das in Friedenau am 22. Mai 1898 zum ersten Male ausgefahren wurde, hat in den 15 Jahren fast alle Größen unserer Dauerfahrer vereint, und es ist in allen Rennen zu spannenden Kämpfen gekommen.

So auch in diesem Jahre. Schon sah der kleine Franzose Miquel wie der sichere Sieger aus, als es dem Berliner Janke gelang, seinen Gegner in der letzten Runde zu überholen und einen knappen Sieg zu erringen. Das Rennen verlief in seinen drei Läufen wie folgt:

Preis von Treptow. 50 Kilometer. 500, 300, 200 Mark. 1. Demke in 44 Min. 30⅗ Sek.; 2. Hall, 1890 Meter; 3. Günther 3040 Meter zurück. Hall nimmt die Spitze vor Demke und Günther; letzterer bleibt zurück und wird schon in der 26. Runde von Hall überholt, bald darauf auch von Demke. Günther kann den anderen keinen Widerstand leisten, bis zum Schluß hat er zehn Runden eingebüßt; dagegen unternimmt Demke wiederholt Angriffe auf den führenden Hall; nachdem dieser bis zum 42. Kilometer die Spitze behaupten konnte, verliert er bei einem neuen Vorstoß Demkes den Anschluß und büßt bis zum Schluß noch sechs Runden ein.

Preis von Friedenau. 50 Kilometer. 500, 300, 200 Mark. 1. A. Stellbrink in 42 Min. 44⅗ Sek.; 2. Miquel 30 Meter; 3. Janke 280 Meter. Alle Fahrer erweisen sich als gleichwertig; sie enden in kurzen Abständen. Stellbrink geht als Erster ins Rennen, gefolgt von Janke und Miquel. Der Franzose geht bei dem 25. Kilometer vor und kann bis zuletzt den zweiten Platz hinter Stellbrink behaupten.

Das Goldene Rad von Friedenau. Endlauf (50 Kilometer). Dem Sieger eine goldene Medaille und 1500 M., dem Zweiten 900 M., dem Dritten 600 M. 1. Gustav Janke in 44 Min. 44⅗ Sek., 2. A. Stellbrink 50 Meter, 3. Jules Miquel 60 Meter zurück. Bruno Demke aufgegeben. Miquel, Stellbrink, Janke, Demke ist die Reihenfolge, die lange die gleiche bleibt. Demke fällt zuerst zurück, er hat Reifenschaden und büßt mehrere Runden ein, da nachher auch sein Motor versagt, gibt er nach dem 30. Kilometer auf. In den letzten 10 Kilometer versuchen Janke sowohl wie Stellbrink an Miquel vorbeizugehen, sie fallen dabei von ihrer Führung ab und verlieren jeder eine Runde. Doch Janke ist unermüdlich, ein neuer Vorstoß glückt ihm, er holt die verlorene Runde auf, und ist Miquel dicht auf den Fersen, den auch Stellbrink überholen kann. Die letzte Runde kommt; Janke legt sich noch einmal ins Zeug; er überholt den Franzosen und geht unter dem tosenden Beifall der Zuschauer als Erster durch das Ziel, dicht gefolgt von Stellbrink, hinter dem Miquel als Dritter endet. Janke fährt mit einem Lorbeerkranz geschmückt eine Ehrenrunde. Die Rennen verliefen ohne Unfall. Fliegerrennen wurden nicht ausgefahren.

Kleines Feuilleton.

Der Bauch von Paris.

Die Mode ist ein Wahnsinn. Die Methode hat. Nun scheint's auf den ersten Blick so bestellt zu sein, die Methode haben diejenigen, die die Mode machen — die Fabrikanten und Modistinnen der Kokotten, Welldamen und der ihnen nachtwatschelnden bourgeoisen Gänseherde, und den Wahnsinn haben diejenigen, die sich die gequälten Erfindungen der Bekleidungstechniker als Gesetz ihres öffentlichen Erscheinens einreden lassen. Aber ganz so ist's denn doch nicht. Mit all ihren exzentrischen Sprüngen bleibt die Mode doch auf soziologischem Boden. Wie die Aesthetik der Kunst ist auch die ihre ein Teil der Gesellschaftspsychologie. In keiner sozialen Ordnung machen Kleider Leute wie in der bürgerlichen, aber zuletzt machen doch die Leute die Kleider. Und die Unterlage des Kleides: den Körper, den Ideologen für ein Stück Natur halten.

In Paris trägt man jetzt Bäuche.

Ein Bauch war etliche Jahre lang ein Unglück. Bäuchige Herren älterer Jahrgänge gingen nach Marienbad. Jüngere Herren und Damen kletterten auf Gletscher, ruderten, fuhren auf Schneeschuhen, trieben Zimmergymnastik. Ueppige Salonstrategen ließen sich von Masseusen die Fettschichte abhobeln.

Das ist vorbei. Man trägt jetzt Bäuche. Sonst kommt man in Gefahr, zur Canaille gerechnet zu werden.

Manchmal will die Natur freilich nicht. Da hilft die Industrie aus. Man bekommt Bäuche in Kautschuk und anderen dehnbaren Stoffen zu kaufen. Bäuche in allen Größen. Fertig und nach Maß. Die Damen haben einen neuen Gesprächsstoff: „Sie haben keinen Appetit, meine Liebe? Gehen Sie doch zu X in der Rue soundso. Seine Fabrikate sind täuschend . . . sehen Sie sich selbst . . ."

Natürlich ist's geschlechtliche Zuchtwahl — der Kampf um den Mann, um die Männer. Geschlechtliche Zuchtwahl ist ja auch der Zweck der anderen Schönheitssurrogate. Der Kohlenstift gibt interessante Augen, gefärbte Lippen zeigen sinnliches Temperament an. Künstliche Busen sind ein alter Artikel.

Auch der Bauch gehört zum Lockapparat. Aber die Zuchtwahl ist da sozial kompliziert.

Warum gilt der Bauch jetzt als schön? Vor fünfzehn Jahren war Magerkeit Mode. Die Damen waren Aesthetinnen, sprachen über Ibsen, besuchten anarchistische Zirkel. Sie trällerten ihren Bourgeoisspeck ab und schwebten mit schwerloser Geistigkeit über den Klassen.

Gott sei Dank! heute kennt man wieder Unterschiede. Mager sein kann jeder Hungerleider. Und man ist stolz, daß man kein Hungerleider ist. Ein ungewaschener Unterleib verrät Nihilismus. Will nicht schon Cäsar wohlbeleibte Männer um sich sein lassen? Auch konservative Frauen wollen wohlbeleibt sein. Ein Bauch zeigt Besitz an. Und Seßhaftigkeit. Magere Menschen laufen viel herum, gehen über Grenzen. Bäuche sind patriotisch.

Man trägt jetzt Bäuche.

Höfliches. Wenn ein gewöhnlicher Sterblicher es auf der bekannten sozialen Hühnerleiter recht weit gebracht hat und schließlich auch ein Jubiläum feiern kann und außerdem noch ein anständiger und natürlich empfindender Kerl geblieben ist, so pflegt er von dem mehr oder weniger aus eigener Kraft verdienten Mammon ein Weniges in „Stiftungen" anzulegen. Für Waisen, für Witwen, für Berufsinvaliden, für gefallene Jungfrauen, für Chinesenkinder oder Kriegervereine. Je nach Geist und Gaben und Gusto. So wenig diese Uebung auch nur im entferntesten an der sozialen Not unserer Zeit etwas Wesentliches korrigieren kann — das vermag nicht einmal die private Wohltätigkeit in ihrer Gesamtheit — so ist sie doch ein hübscher menschlicher Zug, mit dem man sich wohl abfinden kann, wenn solche „Stiftungen" einigermaßen unparteiisch verteilt werden. So konnte in jüngster Zeit diese Unparteilichkeit einem schwerreichen, bürgerlichen Zeitungsverleger wohl attestiert werden.

Gespannt wird man nun sein dürfen, ob auch Wilhelm II., der ja demnächst erheblich jubiliert, diesem Brauche folgen und wenn, wie es mit seiner Unparteilichkeit stehen wird. Die Hohenzollern — man weiß das — gehören ja nicht zu den Reichsten unter den Hütern des „Gottesgnadentums" und deshalb kann man Wilhelm II. an „Stiftungen" nicht soviel zumuten, wie die Waffenfabrikanten oder großkapitalistische Kaufleute — machen könnten. Aber schließlich, arm ist er gerade auch nicht. Aber wenn wirklich das Geld in der Schatulle knapp sein sollte — wie wäre es denn, wenn Wilhelm II. in diesem „Opferjahr" einmal das Opfer brächte, auf die großen unendlich teuren Massenschießereien mit ihrem Gefolge zu verzichten? Das würde schon eine ganz hübsche Summe an Ersparnissen ausmachen, die er vielleicht — den Heimarbeitern überweist!

Und noch etwas wäre interessant. Die bürgerlichen Blätter bringen eine längere Notiz über die Aussteuer der Prinzessin Viktoria Luise, die im ganzen eine Reklame für die beschäftigten Firmen darstellt. Darin findet sich auch die Mitteilung, daß „Stickereien und Zeichnungen sowie andere kleine Arbeiten" von den Heimarbeiterinnen in Berlin und in Potsdam ausgeführt wurden. Konnte das Hausmarschallamt oder wer sonst die geschäftliche Seite dieser Angelegenheit erledigt, nicht mitteilen, wie diese Heimarbeiterinnen bezahlt worden sind? Hat man es etwa bei den sonst in dieser erbarmungslos gedrückten Branche üblichen Schundpreisen belassen, über die die Mutter der Braut, wie es hieß, vor einigen Jahren in der ersten Heimarbeiterausstellung Tränen vergossen haben soll?

Eine „Deutsche Gesellschaft für angewandte Entomologie". Auf der diesjährigen Tagung der „Deutschen Zoologischen Gesellschaft", die vom 12.—15. Mai in Bremen stattfand, hat sich die „Deutsche Gesellschaft für angewandte Entomologie" (Insektenkunde) gebildet. Die Gründung erfolgte auf Anregung von Professor Dr. K. Escherich-Tharandt, der auf die gänzlich unzulängliche Organisation der angewandten Entomologie in Deutschland hinwies. Diese Wissenschaft befaßt sich mit der Bekämpfung schädlicher Insekten und ist von großer Bedeutung für Land- und Forstwirtschaft, Handel und Industrie usw., wie für die öffentliche Gesundheitspflege; sie hat bisher in anderen Ländern weit mehr Würdigung gefunden als bei uns. Die neue Gesellschaft erstrebt daher vor allem: Durchführung einer zweckdienlichen, staatlichen Organisation, kritische Sichtung des vorhandenen Stoffes aus dem Forschungsgebiet, Hebung des Verständnisses im Volk. Die Gesellschaft wird ihre Arbeiten möglichst in Verbindung mit der „Deutschen Zoologischen Gesellschaft" durchführen. In den Vereinigten Staaten und in Frankreich sind solche Vereinigungen seit Jahren mit Erfolg tätig.

Gibt es Radium auf der Sonne? Nach einer Anwesenheit von Radium auf der Sonne ist mit besonderem Eifer geforscht worden, da sie vielleicht manche Eigenschaft unseres Muttergestirns erklären könnte. Namentlich sind die Spektra der Chromosphäre, wie sie bei Gelegenheit von Sonnenfinsternissen beobachtet oder auch photographiert werden können, zur Aufklärung dieser Frage benutzt worden, aber zu einer Entscheidung war man bisher noch nicht gekommen. Jetzt hat der Astronom der Sternwarte zu Kodaikanal in Indien alle früheren und eigene Beobachtungen zusammengefaßt, um zu einem Schluß zu gelangen. Danach bekunden die besten Spektralaufnahmen und die neuesten Messungen der in ihnen auftretenden hellen Linien mit voller Sicherheit, daß weder Radium noch die sogenannte Emanation in der Chromosphäre der Sonne vorhanden ist. Dieselbe negative Folgerung wird mit Bezug auf das vermutete Vorkommen von Argon und Neon, diesen Edelgasen der irdischen Atmosphäre, behauptet. Ebenso ist die Forschung nach den noch seteneren Bestandteilen unseres Luftmeeres, Krypton und Xenon, auf der Sonne ergebnislos verlaufen.

Theater.

Lustspielhaus. „Der lustige Kakadu" ist nämlich gar kein Vogel, sondern ein Berliner Nachtcafé. Besagte Sektbude entpuppt sich hinwiederum als Vaudeville, das die Herren Jakoby-Lippschitz textlich und Heinz Lepin musikalisch auf dem Gewissen haben. Erinnern wir uns recht, so hieß die Chose vor einigen Jahren etwas anders. Da aber die Verfasser die Idee von den zwei „Ichs" in einer Person, oder vom „Ober- und Unterbewußtsein" travestierend bis zur Bewußtlosigkeit verarbeiteten, so ist leicht zu vermuten, daß sie von der Existenz des ersten Stückes keine Ahnung mehr haben. Daran wäre nur der „Dämmerungszustand" schuld, den sich ihr Held, der gegen Nachtcafés als ein anderer Ritter Sankt Georg zu Felde ziehende Abgeordnete und Vizekonsul von Guatemala in dem Augenblick zunutze macht, wo ihm „der lustige Kakadu" als Erbschaft zufällt. Nun spielt er einfach den „Andern", das heißt: er kennt niemand mehr, um nicht als scheinheiliger Hammel entlarvt zu werden. Eigentlich geht in den drei Akten nichts vor, als tolle Wackeltanzerei in den unglaublichsten Variationen. Und die komische Musik illustriert den Höllenspektakel dementsprechend. Man kriegt den Eindruck, als habe sich der Blödsinn verschiedener „Vergnügungslokale" das Lustspielhaus zur sommerlichen Heimstätte erkoren. Tiefer gehts kaum noch. Indessen — Ulk gemacht, verrückt die „Trude" gewackelt und auch brav gesungen oder gekrischen wird trotz alledem. Dazu hat das Stück den Vorteil, daß man am Tage darauf nach der Aufführung nichts mehr davon wissen wird — von Unterbewußtseins wegen. c. k.

Der Wiedererstandene.

Erzählung von Charles-Louis Philippe.

Späterhin erzählte er, daß es ihm so vorgekommen sei, als habe ihn ein großer alter weißbärtiger Mann in einen engen Kasten eingesperrt. Er habe das zunächst willenlos über sich ergehen lassen, denn ihm sei zumute gewesen, als ob er gar keine Kraft mehr besessen hätte. Doch dann habe sich seiner eine schreckliche Wut bemächtigt, ganz verlassen sei er sich vorgekommen, und da habe er denn den Deckel des Kastens mit Fußtritten zu bearbeiten begonnen, damit der große Alte ihn wieder herausliefe. Es habe nicht soviel Lärm gemacht, wie er wohl gewünscht hätte; man habe ihm nämlich — plötzlich sei er sich dessen gewahr geworden — seine Schuhe ausgezogen. Merkwürdig — daß er das gar nicht gemerkt hätte!

Der erste, der diesen Lärm hörte, dachte sogleich: — In welch überreizte Stimmung kommt man doch in der Nähe von Toten! Ist es mir doch, als ob der da noch in seinem Sarge herumrumore!

Weiß Gott, mehrere andere hatten dieselbe Empfindung. Die Frau des Verstorbenen konnte es schließlich nicht länger aushalten; sie beugte sich über den Sarg, dort, wo der Kopf liegen mußte und rief: „Baptiste, nun sag doch bitte, bist Du auch wirklich tot?"

Er antwortete nicht. Doch von neuem hörte man dasselbe Geräusch. Die erste Regung der Leute war, in die Schmiede zu eilen, und sie kehrten von dort mit Keilen, einem Hammer und einer Axt zurück. Aber als sie die Sachen gebrauchen wollten, sagte einer:

„Nein, man darf nicht so einfach auf den Sarg losschlagen, denn wie leicht könnte man ihn dabei töten. Besser ist's, daß einer schleunigst den Tischler holt, damit er die Schrauben wieder löst."

Es dauerte lange, bis der Tischler kam. Wenn der andere wirklich noch nicht tot war, so konnte er inzwischen gut gestorben sein. Der Meister kam nicht selbst, er schickte Limousin, seinen Gesellen. Das war so ein rechter Trunkenbold, dem nur bei einer Flasche Wein wohl zumute ist. Als er, der gut seine sechs Fuß maß, auf den Sarg zutrat, begann er zu zittern. Er hatte Angst vor Leichen, und man mußte ihm den Schraubenzieher aus der Hand reißen und selbst die Arbeit in Angriff nehmen. Der arme Bordeaux sah noch genau so aus wie in dem Augenblick, als man ihn in den Sarg gelegt hatte: mit einer Binde unter dem Kinn, seiner baumwollenen Mütze auf dem Kopfe und ganz eingehüllt in ein Laken. Nur er bewegte sich jetzt, er versuchte, sich aus all den Sachen, die man auf ihn heraufgepackt hatte, wieder heraus zu winden. Ganz blaß war er von dem Schrecken, den er soeben gehabt.

Einer faßte ihn beim Kopfe, ein anderer bei den Füßen an; man trug ihn aufs Bett. Er ließ es ruhig geschehen, denn er wußte selbst nicht recht, ob er imstande sein würde, sich auf den Beinen zu halten. Als er erst einmal im Bett lag, hatte er nicht die geringste Lust, sich noch länger eine Welt anzusehen, in der einem so übel mitgespielt wird. Er schloß die Augen, und da er ja späterhin noch Zeit genug hatte, über das, was ihm zugestoßen war, nachzudenken, so schlief er rasch ein.

Das begab sich gegen zehneinhalb Uhr; eine Viertelstunde später kamen die ersten Leute angesetzt, die an der Beerdigung teilnehmen wollten. Es kamen viele, sogar manche, auf die man gar nicht gerechnet hatte. Als Bordeaux' Frau vom Fenster aus diese letzteren, so namentlich die beiden Damen vom Schloß bemerkt hatte, wurde sie bis zu Tränen bei dem Gedanken gerührt, daß so viel Menschen an ihrem Kummer Anteil nahmen. Dankbaren Herzens sah sie sie an. Sie mußte weinen über all diese Güte. Doch sie durfte die Leute, die da so vergeblich auf die Beerdigung warteten, unmöglich länger auf der Straße herumstehen lassen.

Sie nahm sich zusammen, öffnete die Tür und wandte sich an die draußen Versammelten:

„Ihr guten Leute, ich danke Euch von Herzen, aber es ist keine Beerdigung; Vater Bordeaux ist eben wieder zum Leben erwacht."

Mein Gott, gab das eine Aufregung! Alle diese Leute, die bisher ganz still gewesen waren, begannen nun plötzlich durcheinander zu reden; man wollte wissen, was eigentlich geschehen war. Keiner rührte sich vom Fleck; sie blieben und starrten das Haus an; sie musterten die Tür, die Fenster, die Steine, ja selbst die Dachziegel mit forschenden Blicken.

Als die Tochter Bordeaux', die mit dem Stellmacher Armingaud verheiratet war, erst einmal recht begriffen hatte, daß die Leute dort gewiß bis zur Frühstücksstunde herumgaffen würden, konnte sie ihren Unwillen nicht bemeistern; sie ging hinaus und rief:

„Man hat Euch doch gesagt, daß er nicht tot ist! Ihr habt hier also nichts mehr zu suchen!"

Sie gingen alle fort, aber die, welche sich nicht gern Grobheiten an den Kopf werfen lassen, sagten ganz richtig:

„Da fehlte wirklich nicht viel, daß sie uns an den Hals gesprungen wäre. Und das alles, weil man so aufmerksam gewesen ist, zur Beerdigung ihres Vaters zu kommen."

Eine gute Weile verging. Jeder blieb auf seinem Stuhle sitzen. Keiner wagte sich zu regen. Es kam so weit, daß man sich fragte, ob nicht die leiseste Bewegung diese neue Sachlage, wie sie das Wiedererwachen des Toten geschaffen hatte, wieder aus dem Gleichgewicht bringen könnte. Es kam so weit, daß man die Füße nicht vom Platze zu rühren wagte, aus Furcht, durch diese eine Bewegung Bordeaux zu töten. Doch als er um zwei Uhr noch immer schlief, näherte sich seine Frau, die wie alle Frauen keine Umstände mit ihrem Manne zu machen pflegte, dem Bett. Sie hörte seinen Atem ganz regelmäßig gehen. Sie ging sogleich aufs ganze. Sie schüttelte ihren Mann.

Er erwachte wie sonst. Sie nahm das wahr, um ihm zu sagen:

„Brauchst doch nicht immer zu schlafen, wenn Du Dich nicht krank fühlst."

Ja, da hatte sie recht. Er richtete sich in seinem Bett auf und konnte ganz gut sitzen. Dann setzte er die Füße zu Boden und konnte sich ganz gut aufrecht halten. Man brachte ihm ein Paar Holzschuhe. Doch als er zu gehen versuchte, fühlte er in seinen Beinen eine Taubheit, als ob er lange in einer sehr unbequemen Stellung verharrt hätte. Er mußte mehrmals treppauf, treppab durchs ganze Haus gehen.

Aus Furcht ihn aufzuregen, wagte es niemand, ihm gegenüber von dem Vorfall zu sprechen. Uebrigens mußte er ja auch wohl selbst gemerkt haben, was mit ihm vorgegangen war. Mutter Bordeaux sagte nur:

„Na — wir wollen jedenfalls essen; ich habe Hunger!"

Er dachte einen Augenblick nach, dann meinte er:

„Ich auch!"

Man setzte sich zu Tisch. Sie waren zu sechs. Der Bruder Bordeaux' mit seiner Frau, die vier Meilen im Wagen zurückgelegt hatten, um der Beerdigung beizuwohnen. Ferner die Tochter, der Schwiegersohn, Mutter Bordeaux und Bordeaux selbst, der der sechste war.

Das Mahl war zuerst nicht sehr heiter, denn jeder hatte doch einen schönen Schreck bekommen. Aber beim zweiten Glase Wein konnte Bordeaux, der der gewaltigste Trunkenbold im Orte war, nicht unterlassen zu sagen:

„Herrgott noch mal! Ich hätte doch nicht gedacht, daß ich von dem da noch mal wieder kosten würde."

Seine Frau, die schon wieder ganz auf dem Posten war, machte den weiteren Betrachtungen, die er noch anstellen wollte, schnell ein Ende:

„Na, das laß Dir man gleich gesagt sein; wenn Du etwa Dein altes Leben wieder anfangen willst, dann wärst Du besser dageblieben, wo Du jetzt herkommst."

Er betrank sich nicht gerade bis zum Umfallen, denn er fürchtete, daß er, wenn er erst einmal recht benebelt wäre, nicht die Kraft habe würde, sich gegen das Einschlafen zu wehren. Und dann könnte es geschehen, daß er wirklich niemals wieder aufwachte. Doch jedenfalls aß er sehr reichlich.

Da Bordeaux' Bruder und Schwägerin den Ort nicht näher kannten, schlug der Schwiegersohn nach Aufhebung der Tafel vor, einen Rundgang durch das Städtchen zu machen. Sie sahen sich zusammen die Kirche an, die sehr alt war; auch das Rathaus, ein wirklich schönes Gebäude; und ferner den Platz, wo die Jahrmärkte stattfinden; — konnte da eine Menge Vieh stehen! Die Bekannten, denen sie begegneten, sahen Bordeaux mit ganz verdutzten Mienen an; sie vergaßen sogar, ihn zu grüßen. Er flößte ihnen doch ein bißchen Furcht ein. Und er selbst fühlte sich dadurch wie eingeschüchtert.

Als sie beim Tischler vorbeikamen, traten sie ein. Es handelte sich um den Sarg. Mutter Bordeaux, die eine sehr sparsame Frau war, wollte, daß der Tischler dem Vorfall Rechnung trüge und den Sarg zurücknähme. Doch dieser wollte sich auf nichts einlassen. Er sagte:

„Ja, was wollen Sie, Frau, der Sarg ist doch nun schon benutzt worden! Den kann ich jetzt nicht mehr verkaufen. Da gibt's Leute, denen andere so zuwider sind . . ."

Bordeaux wollte grob werden. Doch seine Frau beruhigte ihn:

„Na, Baptiste, heute bist Du erst wieder lebendig geworden, da darfst Du Dich doch nicht gleich wieder herumzanken!"

Gegen sechs Uhr spannten der Bruder und die Schwägerin ihr Pferd ein, nachdem sie noch tüchtig gegessen hatten. Man sagte sich Lebewohl; ja, es war doch nett gewesen, sich bei dieser Gelegenheit einmal wieder gesehen zu haben.

Als sie fort waren, brachte Mutter Bordeaux einen Entschluß zur Ausführung, den sie schon morgens gefaßt hatte. Sie sprach beim Apotheker vor und kaufte ein Wurmmittel.

Bordeaux schnitt Gesichter, denn er mochte gar keine Arznei. Doch ob er wollte oder nicht; da das Mittel einmal gekauft war, so nötigte ihn seine Frau folgenden Tags, es mit einer Tasse Bouillon zu nehmen. Er gehorchte schließlich.

Es bekam ihm übrigens gut. Denn es vertrieb im Laufe des Tages drei Würmer, drei dicke ineinander verschlungene Würmer. Er mußte den Gründen seiner Frau recht geben, die sagte:

„Siehst Du, Baptiste, das hatte ich mir doch gedacht! Ich habe gleich gewußt, daß das eins von diesen widerwärtigen Tieren gewesen sein muß; es ist Dir bis zum Herzen heraufgekrochen und hat es während der ganzen Nacht zum Stillstand gebracht. Nun kannst Du aber beruhigt sein."

Neues von Max Reinhardt.

(Ein Beitrag zur Technik der Reklamenotiz.)

1. Das Theater der Esperantisten. Aus sicherer Quelle erfahren wir, daß die Anhänger der Weltsprache Esperanto in Berlin ein Theater gründen wollen, in dem die deutschen Klassiker, um sie ihrer schmachtvollen nationalen Isolierung zu entreißen, in der Weltsprache Esperanto aufgeführt werden sollen. Direktor Max Reinhardt ist geschäftlich an dem Unternehmen beteiligt und wird auch die Direktion übernehmen.

2. Reinhardt und die Esperantisten. Aus dem Bureau des Deutschen Theaters wird uns geschrieben, daß an unserer gestrigen Meldung kein wahres Wort ist. Weder ist Reinhardt geschäftlich an dem Unternehmen der Esperantisten beteiligt, noch wird er die Direktion übernehmen.

3. Noch einmal: Reinhardt und die Esperantisten. Nachdem wir an durchaus sicherer Quelle Erkundigungen eingezogen haben, sind wir in der Lage, unsere ursprüngliche Meldung in vollem Umfang aufrecht zu erhalten. Direktor Max Reinhardt ist tatsächlich an der Esperantistenbühne beteiligt und wird auch die Direktion übernehmen.

4. Das Theater der Esperantisten. Aus dem Bureau des „Deutschen Theaters" wird uns geschrieben, daß es sich in unserer ursprünglichen Meldung um ein Mißverständnis handelt. Direktor Reinhardt ist an der geplanten Bühne in keiner Weise beteiligt und wird auch die Direktion nicht übernehmen. Er ist lediglich von der Aktiengesellschaft „Esperantobühne" verpflichtet worden, in jedem Winter eine bestimmte Anzahl von Vorstellungen zu inszenieren. — Im Zusammenhang mit dieser neuen Auffassung können wir mitteilen, daß als erstes Drama der „Faust" aufgeführt werden wird. Die Uebersetzung wird von Hugo von Hofmannsthal besorgt werden.

5. Der gekränkte Dichter. Von Herrn Hugo von Hofmannsthal erhalten wir einen geharnischten Brief, in dem er in zum Teil sehr krassen Ausdrücken gegen die Nachricht protestiert, daß er den „Faust" ins Esperanto übertragen wolle. Da Herr Hofmannsthal die „Elektra" in die Sprache Berlin W.'s übertragen hat, sehen wir den Grund seiner Entrüstung nicht ein, nehmen aber von seinem Dementi Notiz.

(Die Uebersetzerfrage wird nunmehr in fünf Notizen erledigt. Als Uebersetzer ergibt sich schließlich ein Herr Freudenberg, dessen Verskunst in intimen Kreisen Aufsehen erregt hat. Seine Großmutter soll notorisch geweint haben, als er ihr sein erstes Gedicht vorlas. In einer späteren Notiz erfahren wir, daß es sich nicht um seine Großmutter, sondern um seine Schwiegermutter gehandelt hat.)

6. Eine Neuerung im Deutschen Theater. Direktor Max Reinhardt soll persönlich von den wilden Gerüchten Kenntnis bekommen haben, die über sein Verhältnis zu der geplanten Esperantistenbühne verbreitet worden sind. Der falsche Zeitungslärm soll seine empfindliche Künstlerseele so verletzt haben, daß er mehrere Tage das Bett hüten mußte. Um derartige bedauerliche Ereignisse in Zukunft unmöglich zu machen, hat Reinhardt dreiundzwanzig Dramaturgen engagiert, die nichts anderes tun sollen, als das deutsche Volk über seine wahren Absichten zu unterrichten.

7. Die dreiundzwanzig Dramaturgen. Aus dem Bureau des „Deutschen Theaters" wird uns geschrieben, daß Direktor Max Reinhardt dem Engagement der dreiundzwanzig Dramaturgen persönlich völlig fernsteht. Es ist aus dieser Veranlassung sogar zwischen ihm und der G. m. b. H. „Deutsches Theater" zu schweren Konflikten gekommen. Reinhardt, der jedem überflüssigen Zeitungslärm abhold ist, hielt und hält den bisherigen Bestand von zweiundsiebzig Dramaturgen für ausreichend.

8. Konflikt im Deutschen Theater! Das Verhältnis zwischen Max Reinhardt und der G. m. b. H. „Deutsches Theater" soll sich in der Frage der neu engagierten dreiundzwanzig Dramaturgen (die bekanntlich mit den Nachrichten über die Esperantobühne in Verbindung stehen) bis zur Unerträglichkeit verschärft haben. Es soll zu so erregten Szenen gekommen sein, daß einer der ältesten Dramaturgen des Hauses in Ohnmacht fiel und erst wieder aufwachte, als Direktor Professor Max Reinhardt ihm persönlich auf Esperanto sagte, daß er in einem wichtigen Prozeß einen ausschlaggebenden Eid zugunsten des Theaters zu schwören habe.

Max Reinhardt hat in dieser verhängnisvollen Situation das Aeußerste getan, was ein Mensch überhaupt zu tun vermag. Er hat sich den schweren Entschluß abgerungen, aus eigener Tasche (!!!) fünf Privatdramaturgen anzustellen, die nichts weiter zu tun haben, als die Nachrichten der gegen seinen Willen engagierten dreiundzwanzig Dramaturgen zu widerrufen.

Reinhardt hofft auf diese Weise dem ewigen Zeitungslärm wirkungsvoll entgegentreten zu können.

(In der Presse beginnt nun ein wilder Kampf der fünf Reinhardtschen Privatdramaturgen gegen die fünfundneunzig Dramaturgen des „Deutschen Theaters". Das Publikum aber wird fortlaufend zuverlässig unterrichtet.)

Zentral-Verband der Handlungsgehilfen Deutschlands.

Sektion der Lagerhalter.

Unserem lieben Kollegen **Aug. Beck** nebst Gattin die herzlichsten **Glückwünsche** zur Silberhochzeit.

286/5 **Die Sektionsleitung.**

Wo? ist der schönste Ausflugsort? Immer noch **Pichelswerder**, an der neuen Heerstraße beim **Alten Freund.**

Vorwärts-Bibliothek.

Eine Sammlung volkstümlicher Romane und Erzählungen

Neuerscheinung

Der Pariser Garten

und Anderes. Von **Minna Kautsky.**

Preis gut gebunden 1 Mk.

Die Erzählungen der jüngst verstorbenen Genossin sind in den Kreisen des arbeitenden Volkes stets gern gelesen worden. Der vorliegende Band wird daher breiten Schichten willkommen sein.

Buchhandlung Vorwärts, Lindenstraße 69 (Laden).

Billige Angebote haltbarer, bewährter und gutsitzender **Berufs-Kleidung**

Manchester-Anzüge Marke Gambrinus. Warm gefüttert. Strapazierfest.
Joppe 2reihig 11.90
Weste 3.60
Hose 6.75

Herkules-Leder-Hosen Alleinverkauf. Gestreift od. einfarbig. Kernig u. stark. Beste Arbeit. Bund aus einem Stück. Schwere Taschen. 4.50

Weiße Kellnerjacketts vorzüglich in Wäsche 3.65 u. 2.50

Pa. blaue Monteur-Jacketts Köper od. Drell, luft- u. waschecht. Extra lang. Gesetzl. geschützt. Taschen-Verriegelung . M. 2.45

Setzer-Kittel 3.10 2.50

Maler-Kittel 2.90 2,00

Haupt-Katalog Nr. 47 (Berufs-Kleidung) postfrei!

Berufs-Kleidung für alle Zweige der Gewerbe u. Industrie

BAER SOHN

Chausseestraße 29-30 Berlin 11 Brückenstraße 11
Gr. Frankfurter Str. 20 Gegr. 1891 Schöneb., Hauptstr. 10

Schutz-Kleidung für Sanitätsdienst und gewerbepolizeiliche Vorschriften

Nach Maß!

Ulster — Paletot — Anzüge gute Zutaten auf Roßhaar

von M. 40.— an

tadelloser Sitz garantiert.

Wer Stoff hat von 25 M. an.

Ludwig Engel, Prenzlauer Str. 28 II (Alexanderpl.) Gegründet 1892.

Stoffe

für elegante Maßanzüge, Ulster, Paletots Mtr. 4.—, 6.—, 8.— M. etc. Damen-Kostümstoffe, Damentuche „Neuheiten" Mtr. 2.—, 3.—, 4.— M. etc. Loden f. Pelerinen Mtr. 1,50, 2,50 M. etc. Schneidermeister, welche unsere Stoffe tadellos u. schick verarbeiten, weisen wir nach, Arbeitslohn nebst Zutaten zirka 25,—, 30,— M.

Tuchlager Koch & Seeland G. m. b. H. **Gertraudtenstr. 20/21** vis-à-vis der Petrikirche.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Werbuth, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW.